2. HEFT. 8. JANUAR. 1909.

Die Wahrheit über die englisch-deutsche Verstimmung.

Von

Charles Tuchmann, königl. preußischer Kommerzienrat in London.*)

Es ist eine traurige Tatsache, daß die seit Jahren herrschende Verstimmung zwischen England und Deutschland trotz aller gegenseitiger offizieller Versicherungen, trotz aller Freundschafts- und Gegenbesuche sich nicht vermindert hat, und wenn es in demselben Zug weiter geht, auch schwerlich mindern wird. Die Publizisten beider Länder, die Magistratsbeamten, Pastoren, Regierungsräte, Studenten, Arbeiter und all die anderen Herren, die von Deutschland nach England und von England nach Deutschland gereist sind, um einander den Ölzweig des Friedens zu überbringen, sind gekommen und gegangen, aber sie haben nichts mit sich fortgenommen, was irgendeine Bürgschaft für eine Besserung der Beziehungen zwischen den beiden einflußreichsten Staaten Europas abgeben könnte. Sie sind gekommen; aber sie haben weder hüben noch drüben etwas gesehen. Die große vorwärts strebende und unzweifelhaft gesunde Kraft der beiden Völker haben nur wenige erkannt, denn es bedarf Jahre des Studiums, um sich von vaterländischen Vorurteilen frei zu machen und eine dem eigenen Wesen fremde Nation in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Deutschland und England sind blutsverwandte, religionsverwandte Nationen, wenigstens sagt man so, wenn sich dies auch in mancherlei Weise bestreiten ließe. Aber ob stammverwandt oder nicht, sie haben sich beide nach anderen Richtungen entwickeln müssen; müssen, denn ihre geographischen Voraussetzungen sind verschieden gewesen.

*) Gern lassen wir hier einen der angesehensten Führer der deutschen Kolonie in London das Wort in einer Angelegenheit ergreifen, die nicht nur den Deutschen in England am Herzen liegt. D. Red.

Es ist deswegen verkehrt, von einer Gefühlsduselei über Blutsverwandtschaft eine Lösung des unzweifelhaft bestehenden englisch-deutschen Konfliktes zu erwarten, und alle diejenigen, die nichts Besseres zu bieten haben, sollten lieber die Finger von dem gefährlichen Spiel lassen.

Solange England eine kontinentale Politik getrieben hat, hat sich diese notgedrungen immer gegen den Staat richten müssen, der am europäischen Festlande der mächtigste war. England hat daher der Reihe nach Spanien, Frankreich und schließlich auch Deutschland bekämpft. Frankreich war der letzte Gegner Englands auf dem Kontinent, der es gezwungen hat, zu den Waffen zu greifen. Nachdem Frankreich durch den Krieg von 1870/71 zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken war, wendete sich die englische Politik automatisch gegen Deutschland. Dieser Schachzug trug jedoch in sich nichts direkt Deutschlandfeindliches, und der Engländer ist heute ebensowenig deutschfeindlich, wie er franzosenfeindlich gewesen ist, als es sich darum handelte, die Macht der Ludwige zu brechen. Er ist englisch ganz und vollkommen, und wenn er dem immer mehr in den Vordergrund strebenden Einfluß Deutschlands seine politische Kraft entgegensetzt, so geschieht dies in erster Linie aus einer Art von Selbstverteidigung in einem Kampf, der ihm, gewollt oder ungewollt, von Deutschland aufgedrängt wird. Auf der anderen Seite steht Deutschland, das in den letzten vierzig Jahren eine beispiellose Entwicklung durchgemacht hat und dessen Kraft unbedingt nach weiterer Betätigung sucht. Das Land kann die Zahl seiner Bewohner nicht mehr halten, und es beginnt überzufließen. Deutsche suchen sich neue Heimaten in der ganzen Welt, und Deutschland verliert da, wo sich seine Söhne anderen Staatsverbänden einfügen, eine große Zahl tüchtiger Bürger, denn die Schlechtesten sind es nicht, denen die Grenzen der Heimat zu klein werden. Deutschland muß daher rein mechanisch nach einem Platz auf der Erde suchen, wo es seine überfließende Kraft ungefährlich ausdampfen lassen kann, und richtet seinen Blick nach der Erwerbung von Kolonien. Überall aber, wo es sich seßhaft machen könnte, steht England ihm im Wege. Was wunder, wenn beide Staaten sich mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit beobachten? Was wunder, wenn der Dampfkessel ohne Ventil zu platzen droht? Und trotzalledem, es ist kein Grund, eine Gefahr aufzubauschen, die wohl in weiter Ferne existieren mag, aber vermieden werden kann, wenn beide Länder zur rechten Zeit die nötigen Schritte tun. Von den Regierungen können diese Schritte nicht so leicht ausgehen, denn sie haben Rücksichten zu nehmen, die das Volk als solches leicht beiseite zu setzen vermag, und es wird den Völkern vorbehalten bleiben, den Streit, von wenigen Jahren, friedlich zu ordnen. Sind politische Reibungspunkte zu beseitigen, so sei dies den Regierungen überlassen; aber nicht jene bilden augenblicklich die Gefahr, sondern die kleinen Nadelstiche, die immerwährend ausgeteilt werden und das Gefühl einer nationalen Nervosität auf beiden Seiten hervorgebracht haben.

Wenn man den Spuren der gegenseitigen Verstimmung nachgeht und deren Gründe erforscht, so kommt man weit zurück zu jenem Telegramm, welches das Berliner Kaiser-

liche Schloß verließ, um sich in Prätoria wieder einzufinden. Das berühmte Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten der Buren-Republiken, den „ehrenwerten" Ohm Krüger, über dessen Bedeutung und Wert sich die Geschichte jedenfalls einmal sehr verschieden von der deutschen Presse jener Tage aussprechen wird. Dieses Telegramm hat den Ton für eine beispiellose Reihe gegenseitiger Mißverständnisse und Taktlosigkeiten angegeben, die wir heute unter dem Namen englisch-deutsche Verstimmung zusammenfassen können. Als dann mehrere Jahre später der Krieg zwischen den Republiken und England ausbrach, folgte die öffentliche deutsche Meinung, falsch berichtet durch die Presse und unter dem Einfluß jener großdeutschen Richtung, die bisher im Auslande immer für die Störerin des Friedens gehalten wird, einem Impuls, der, wenn auch echt in seinen Äußerungen, so doch immerhin üble Folgen hatte. England focht damals einen Krieg, der ihm von einer Gruppe von Finanzleuten mit Recht oder Unrecht, jedenfalls gegen seinen Willen, aufgedrängt worden war, und es war in den ersten Monaten beinahe schon ein verlorener Krieg. Aber die englische Nation, obwohl unzufrieden, entschloß sich, ihre Regierung, mit der sie nicht durchweg einverstanden war, in dieser Zeit der Not nicht sitzen zu lassen, und erhob sich wie ein Mann, um dieses unglückliche Kapitel der englischen Geschichte noch zu einem guten Ende zu führen. England hat den Sieg mit ungeheuerlichen Menschenopfern erkaufen müssen, und es war übel angezeigt, daß die deutsche Presse in jener Zeit die englische Armee und ihre Führer da verhöhnte, wo Achtung oder schweigendes Zuschauen besser am Platze gewesen wären. Die Deutschen in England sind sich damals dieses Umstandes und seiner verhängnisvollen Folgen ganz bewußt gewesen. Es ist zu bedauern, daß in jener bedeutsamen Stunde die Stimme der Deutschen in England nicht gehört worden ist. Der Stachel jener Angriffe aber ist sitzengeblieben, und noch vor wenigen Monaten sagte mir der Miteigentümer der Times, Mr. Moberty Bell: „Keine englische Mutter wird jemals die Beleidigungen und Karikaturen vergessen, die in der deutschen Presse gegen die gefallenen Söhne dieses Landes gerichtet worden sind." Die Einwendung wurde gemacht, daß die Franzosen dasselbe getan hätten. „Die Franzosen hatten ein Recht zu ihrem Haß; sie hatten kurz zuvor den Fall in Fashoda, aber niemand in England hatte bis dahin einen Deutschen beleidigt, und die beiden Völker lebten in bester Eintracht."

Ohne Zweifel sind es vor allem diese Gefühle, welche die „Times", die, trotzdem sie viel von ihrem alten Ruf verloren hat, immer noch die führende Zeitung des alten Englands ist, zu ihrer Haltung gegen Deutschland bestimmen, und Deutschland hat einen starken Gegner an dem Organ am Printing House Square. Von beiden Seiten ist seit jener Zeit wenig getan worden, was zu einer Verbesserung der Beziehungen hätte beitragen können, und man möchte fast sagen, daß die letzten Jahre eher eine Verschlechterung gebracht haben. Leider kann die Presse beider Länder von einer Schuld an den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ganz freigesprochen werden. Ich besitze in meiner Brief-

mappe ein Schreiben des früheren Premierministers Lord Roseberys, in dem dieser sich über diese Preßtreiberei wie folgt ausdrückt: „Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß sowohl in Deutschland als England Zeitungen direkt und indirekt dazu beitragen, Zwistigkeiten zwischen den beiden Ländern aufzuwühlen, ohne irgendwelche Rücksicht auf das Unheil, das sie anstiften."

Diejenigen Zeitungen, und eine große Zahl von einflußreichen Blättern auf beiden Seiten gehören dazu, auf welche das zutrifft, sollten sich diese Worte merken und sich der großen Verantwortung bewußt werden, die sie übernehmen, wenn sie die beiden Länder in einen Krieg hetzen, der vernichtend für beide werden muß. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß besonders in England die Ursache der gegenwärtigen Spannung in den Ketzereien der Presse auf beiden Seiten gesucht wird. Vor mir liegen bedeutsame Briefe, die mir Lord Avebury, einer der aufrichtigsten Bewunderer Deutschlands, und andere maßgebende Freunde unseres Volkes in England zur Verfügung gestellt haben. All diese Persönlichkeiten sind derselben Meinung. Allerdings fällt auch auf hervorragende Politiker hüben und drüben der Vorwurf, daß sie die feindliche Stimmung in der Presse für ihre einseitigen Interessen ausbeuten. Neben der wirtschaftlichen Konkurrenz, welche das Deutsche Reich den Briten macht, bleibt dauernd und stetig im Vordergrund die jährlich wachsende Vergrößerung der deutschen Flotte. Umsonst hat Deutschland betont, daß seine Flotte zur Deckung seines Handels und zur Verteidigung seiner Küsten bestimmt sei. Es wird dies besonders dadurch begründet, daß die deutsche Flotte einen großen Teil ihrer Schiffe mit nur kleinen Kohlenbunkern gebaut habe, da sie ja stets die Basis des Heimhafen besitzen würden. Die englische Presse aber hat gerade aus dieser Tatsache die Folgerung gezogen, daß die große deutsche Flotte gegen England und ausschließlich gegen dieses gebraucht werden sollte, denn um England anzugreifen, würden die deutschen Kriegsschiffe nur wenig Kohlen brauchen.

Das Schlimmste ist, daß dieser himmelschreiende Unsinn geglaubt wird. Ebenso geglaubt wird die Fabel von der Landung der 100 000 Mann in Essex. Lord Roberts, der große englische Kriegsmann, hat sich dieses Schlagwort auf den Schild geschrieben; aber es ist schwerlich anzunehmen, daß er selber an die Fabel glaubt, die einen guten Beweis für die Notwendigkeit einer großen englischen Landarmee und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht abgeben soll. Leider aber gehen alle diese Äußerungen — getan in einem leidenschaftlichen Moment von einem leidenschaftlichen Mann — als Schlagworte in den Besitz des englischen Zeitungschreibers über. Genau so wie das „erfreuliche" Material, welches der Brief an den Lord Tweedmouth und das letzte Kaiser-Interview gegeben haben.

Wie aber stehen die Verhältnisse nun in Wirklichkeit? Deutschlands Konkurrenz auf dem Weltmarkte? Gewiß, Deutschland ist ein starker Rivale, und es hat sich in wenigen Jahren auf einen hohen Posten geschwungen; aber es wird nie in der Lage sein, England zu verdrängen, wenigstens nicht, solange England seinen Freihandel behält. In Brasilien

z. B., wo in großer Zahl Deutsche wohnen, ist der englische Import führend, und Deutschland kommt erst an zweiter Stelle; dasselbe ist fast überall in der Welt der Fall, und in gewissen Industrien sind deutsche Güter neben den englischen überhaupt nicht zu finden, obwohl Deutschland dieselbe Industrie in starkem Maße besitzt. Noch mehr: Lord Avebury hat in seinem Vortrage vom 1. Dezember 1905 festgestellt, daß nach Indien Deutschland der beste Kunde Englands ist und ein Drittel mehr als Amerika, das Doppelte mehr als Frankreich und nahezu das Zweieinhalbfache mehr als Südafrika aus England bezieht. Wenn also Deutschland auch England vielleicht eine bedeutende Konkurrenz macht, so leben Tausende von englischen Arbeitern von der steten Kundschaft des Deutschen Reiches. Weiter; was von den Rüstungen Deutschlands gilt, trifft auch für Englands Rüstungen zu. Deutschland hat einen großen Handel zu verteidigen und seiner jungen Position die notwendige Kraft zu verleihen. Aber Englands Handel umfaßt die Welt, und sein Kolonialbesitz zwingt es zu einer weit größeren maritimen Ausdehnung als irgendein anderes Land der Welt. Wenn die Engländer eine Flotte haben wollen, so groß wie sie wünschen, so soll man ihnen dies in Deutschland gönnen, ebenso wie den Besitz einer großen Landarmee. Wir verlangen von England, daß es sich nicht in deutsche Verhältnisse mische, und auch wir sollen uns nicht in englische Verhältnisse mischen. Allerdings wird, wie Fürst Bülow gesagt hat, der englische Kaufmann sich daran gewöhnen müssen, daß der deutsche nicht mehr nur die Brosamen auflese. Nun überdenke man die ganze Situation! Zwischen kaum zwei Staaten Europas bestehen so wenig wirkliche Reibungspunkte wie zwischen England und Deutschland. Die kolonialen Grenzen sind alle gesichert. Deutschland hat sein Teil bekommen, und mit der Ausnahme des kleinasiatischen Zentrums ist nur noch wenig in der Welt zu verteilen. Warum nicht über diesen Punkt sich einigen, und diese Frage zur Grundlage einer Entente machen, die für England und Europa nützlicher werden könnte als die englisch-französische, welche in vieler Hinsicht nur einen platonischen Wert besitzt. Leider wird von beiden Seiten eine solche Politik, die besonders von den Deutschen in England sehr begrüßt werden würde, nicht nur nicht gefördert, sondern — auch abgesehen von der Agitation der Presse — direkt unmöglich gemacht. An der Aufrichtigkeit der Gesinnung des deutschen Kaisers gegenüber England kann nicht gezweifelt werden. Wie unangebracht das Interview im Daily Telegraph auch gewesen sein mag, es besteht kein Zweifel darüber, daß der Kaiser darin seiner aufrichtigen Freundschaft für England Ausdruck verleihen wollte. Aber kann man sich in Wahrheit darüber wundern, daß es mißdeutet wurde? Man braucht nicht, wie der Schreiber dieser Zeilen, 40 Jahre im Auslande gelebt zu haben, um zu sehen, daß die deutsche Politik im letzten Dezennium besonders England gegenüber sehr unglücklich gewesen ist. Unter der beispiellosen Wankelmütigkeit unserer auswärtigen Politik haben die Deutschen zu Hause wie im Auslande gleichermaßen zu leiden. Wer schuld daran ist, ist hier nicht die Frage, wenn auch gesagt werden muß, daß die deutsche diplomatische Vertretung in England nicht immer so erfolgreich in ihren Bemühungen war, die häufigen Intrigen zu zerstören,

wie es zu wünschen wäre. Man glaubt den deutschen Versicherungen nicht mehr im Auslande, daher das Mißtrauen, welches dem Interview entgegengebracht wurde. Es ist weiter bedenklich aufgefallen, daß sich das offizielle Deutschland in England den mehrfachen Besuchen unserer Landsleute gegenüber mit einer bemerkenswerten Kühle verhalten hat. Dieses ist um so mehr in der Presse kommentiert worden, als es sich gerade in England die Minister und höchsten staatlichen Würdenträger zur Ehre rechnen, mit der Presse zu Tisch zu sitzen. Ja, es kann offen und ehrlich gesagt werden, daß diese Besuche gänzlich in das Wasser gefallen wären, wenn die Deutschen in England die Angelegenheit nicht selber in die Hand genommen hätten.

Ich habe schon einmal in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung darauf hingewiesen, daß der Engländer als solcher durchaus nicht prinzipiell deutschfeindlich ist, und ich kann hier nunmehr hinzufügen, daß die in England lebenden Deutschen die vollen Rechte der Gastfreundschaft genießen und daß jene Deutschen, die es aus irgendwelchem Grunde vorgezogen haben, ihre Nationalität zu wechseln, mit allen Ehren in die englische Nation aufgenommen worden sind. Ja, man hat noch mehr getan, — welches Land der Erde hat Männern, die als Deutsche geboren sind, nach ihrem Eintritt in den neuen Staaten-Verband solche Ehren angeboten, wie sie ehemalige Deutsche in England genießen. Baron Schroeder, Sir Ernest Cassell, der intime Freund des englischen Königs, Sir Jul. Wernher, Sir Felix Semon, Sir Edgar Spyer, Sir J. Brunner, M. P. und viele andere sind in Deutschland geboren, aber dies hat die Nation nicht abgehalten, ihnen für ihre hervorragenden Leistungen die englische Ritterschaft anzubieten. Man kann unter solchen Umständen wirklich nicht von einer grundsätzlichen Feindschaft reden.

Krieg zwischen England und Deutschland hieße die Zerstörung der nationalen Kraft zweier großer Reiche und den Ruin von Hunderttausenden von wirtschaftlichen Existenzen in beiden Ländern. Zwischen England und Deutschland bestehen intimere Bande als sie Verwandtschaft darzubieten vermag; Bürger beider Staaten haben in friedlichem Austausch und in der Zuversicht auf freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Ländern sich dort und hier niedergelassen und sind in der neuen Heimat seßhaft geworden. Ihre Aufgabe ist es, Mißverständnisse und unnötiges Mißtrauen auf beiden Seiten zu bekämpfen. Die Deutschen in England bedauern tief die deutschen Angriffe, gegen England, soweit sie das Maß der erlaubten Polemik überschreiten, und verurteilen sie mit aller Schärfe.

Die Deutschen in England bemühen sich nach Kräften, ein besseres Verständnis zwischen den beiden Nationen herbeizuführen und dem Phantom eines Krieges den Garaus zu machen, mit dem uns heute die überreizte Phantasie unverantwortlicher politischer Sensationsmacher schreckt. Es wird die höchste Zeit, daß man Ernst mit dem Friedenswerk macht und daß es nicht nur bei Besuchen und schönen Worten bleibt, denn **die Gefahr ist näher, als mancher der Herren, die so übermütig mit dem Kriegsgedanken spielen, glaubt.**

Die beiden Länder leben heute im besten kommerziellen Einverständnis, keine unheilbaren politischen Differenzen bestehen, und trotzdem leben wir in der täglichen Erwartung eines Völkerkrieges, der sich an seinen Schrecken mit nichts messen ließe, was je vorher gewesen ist. Niemand will den Krieg, weder in Deutschland noch in England, aber ein unheilvolles Schicksal scheint uns in dieses Abenteuer treiben zu wollen, das von niemand ersehnt wird, von allen beklagt würde. Darum wenden wir Deutschen in England uns an unsere Landsleute zu Hause mit der Bitte, den frivolen Ruhestörern, sei es, wer es will, Halt zu gebieten im Interesse des Friedens, im Interesse der Welt. Mögen diese Worte in ernster Stunde gehört werden.

„Interessante Geschichte".

Von

Max Brod.

Aus den vielen erzürnten, die Welt attackierenden Stellen im „Tagebuch" der Goncourts hab ich mir diese notiert: „Die alten Autoren, ein paar hundert Bände lesen, daraus Noten auf Zetteln exzerpieren, ein Buch darüber machen, was die Römer für Schuhwerk trugen, oder eine Inschrift mit Anmerkungen versehen — das nennt sich gelehrte Forschung. Damit ist man ein Gelehrter . . . Aber man nehme ein Jahrhundert aus unserer Nähe, ein ungeheures Jahrhundert, man rüttele ein Meer von Dokumenten auf, dreißigtausend Broschüren, zweitausend Journale, und mache aus alledem nicht eine Monographie, sondern das Gemälde einer Gesellschaft, so ist man nichts weiter als eine liebenswürdige Spürnase, ein netter Wißbegieriger und Neuigkeitskrämer. Es wird noch viel Zeit vergehen, bis das französische Publikum vor der interessanten Geschichte Hochachtung hat."

In diesem Ausruf haben die Goncourts ihre Arbeit (o nein, nur eine Abteilung ihrer ungeheuren Arbeit!) und ihr Schicksal beschrieben. . . . Tatsächlich haben sie zehn Jahre ihres Lebens gänzlich (die Jahre 1850 bis 1860, nach dem mißglückten Romandebüt) und viele folgende stundenweis an ihre Absicht gewendet, das „achtzehnte Jahrhundert" zu rekonstruieren. Und traurig lächelnd rechnen sie später einmal aus, daß sie als Honorar lange nicht einmal das dafür erhalten haben, was sie zur Erwerbung von Materialien bar auszahlen mußten; die unfaßbare Mühe gar nicht gerechnet. Und der Ruhm? Man hat ihnen auch davon nicht zu viel gegeben, höchstens den negativen des Angegriffenwerdens, der so gefährlich werden kann, weil er von der Arbeit ab und ins Polemisieren drängt. Der alternde Edmond, vereinsamend und stiller, zeichnet es dann einmal als Kuriosum auf, daß jedes seiner neuen Bücher immer noch mit derselben Beschimpfungs-

flut begossen wird wie das eines eben auftauchenden jungen Neuerers. Er wundert sich nur noch, ohne Freude und ohne Gram. Die jungen Brüder aber trösten sich bissiger, in Nr. 112 ihrer Idées et sensations: „Um berühmt zu sein, muß man unbedingt zwei Generationen begraben, die seiner Professoren und die seiner Schulfreunde." . . .

Allerdings können wir nur auf einem Umweg die Kühnheit ihrer Tat messen. Für uns ist das 18. Jahrhundert, das „galante Jahrhundert" nahezu ein Gemeinplatz geworden, ein Requisit der mittelsten Autoren. Und gar Kritikern und Essayisten ist nichts vertrauter schon als dieser leichten Epoche Grazie und entzückende Sinnlichkeit, wie eine Klebemarke halten sie ihr 18. Jahrhundert bereit, um es ahnungslos herauskommenden Büchern als Etikette vorzupicken. Da erscheint „die Puderquaste" von Franz Blei. Handelt von Frauen, verliebten Ratschlägen, Abenteuern, Schminke und Eleganz. Nichts einfacher, als einen leicht plaudernden Marquis ancien régime hinter diesen übrigens auch in kokette Blumen gebundenen Seiten stehen zu sehen, während in Wahrheit die Not nach letzten Wertungen, nach stärkeren desillusionierteren Begriffen tragische Falten durch sie wirft in erschütterndster Zurückhaltung . . . Wupp, das „18. Jahrhundert", der „Plauderton" sitzt schon. Aber das 18. Jahrhundert hatte seinen tiefgehängten erreichbaren rationalen Himmel; hier münden wir in ein Himmelreich als ins Entfernteste, haben fast verzweifelt die Ethik als kleine Variante im Wind gelassen. . . . Doch das tut dem Publikum nichts. Hochachtung vor der „interessanten Philosophie" wie vor der „interessanten Geschichte" hat es seit den Zeiten der Goncourts nicht gelernt. . . . Nur dieser Punkt hat sich geändert: jetzt kennt man das 18. Jahrhundert nicht, gibt jedoch vor, es in intimster Kenntnis zu bewundern, — damals kannte man es nicht und verachtete es. Die Schüler Davids schossen mit Brotkügelchen auf Watteaus Meisterbilder, die in einem Arbeitssaal der Akademie hingen.

In bewegten Worten klagend beginnen die Goncourts ihre Studien über Chardin: „Wenn man es unternimmt, von der Kunst des 18. Jahrhunderts zu sprechen, an das Gedächtnis seiner Künstler zu rühren, so wird man gleich auf der Schwelle dieser Arbeit von einem tiefgehenden Gefühl der Traurigkeit, von einer Art melancholischen Zornes ergriffen. Angesichts dieser beispiellosen Vernachlässigung, angesichts des übermäßig hohen Grades von Undankbarkeit und der schon mehr als kühnen Verachtung einer verhältnismäßig noch jungen Nachwelt für die große Kunstepoche unter Ludwig XV. muß man anfangen, an jeglichem Gerechtigkeitsgefühl Frankreichs zu zweifeln. Man fragt sich, ob denn die Mode unser ganzer Geschmack ist und ob unser Nationalstolz mit dem Bewußtsein unserer Urteilskraft sich nicht endlich auf sich selbst besinnen will . . ." Erstaunt liest man, daß damals nur die beherztesten Sammler ihr Geld insgeheim an die vor fünfzig Jahren gepriesensten Meister wagten, daß man ein Bild von La Tour um drei Francs, eine Schachtel mit dreizehn Mappen und vielen Katalogen von Saint-Aubin für 87 Francs 10 Sous kaufte, daß man Bouchers und Baudouins malerische Qualitäten hinter einer angeblichen Laszivität übersah.

Und dieser allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber begannen die Brüder ihre Bücher. In der Einleitung zu ihrer „Frau im 18. Jahrhundert" geben sie den Grundriß: diesem Werk sollen drei weitere Teile folgen: „Der Mann", „Der Staat", „Paris", das ganze gedacht als umfassendes Register der Zeit. Doch wurde dieser Plan nicht ausgeführt. Vielleicht zum Glück, und zu fröhlichster Durcharbeitung blieb es bei Monographien, die ohne System weiter spannen und alle Zwischentöne haben: „Intime Portraits aus dem 18. Jahrhundert", „Sophie Arnould", „Die französische Gesellschaft während der Revolution und unter dem Direktorium", „Marie Antoinette", „Die Maitressen Ludwigs XV.", „Die Schauspielerinnen des 18. Jahrhunderts", „Das Werk Watteaus", „Die Frau im 18. Jahrhundert", „Die Kunst im 18. Jahrhundert" . . . Diese zwei letzteren Bände, erregende Sammlungen feinster Kultur, hat neuerdings deutsch der Verlag Julius Zeitler ediert, zu dessen Hauptverdiensten ich rechne, daß er das Licht der Goncourts nach Deutschland bringen will (außer den erwähnten Werken erschien bei ihm „Germinie Lacerteux" und ein Auszug aus dem „Tagebuch", wie ihn die Goncourts selbst arrangiert haben).

In diesen Büchern triumphiert die Methode der Goncourts, ihre Sachlichkeit, ihre visuellen Talente, die durch das stete Studium von Bildern geschärft, oftmals auch das Leben wie ein Bild beschreiben oder Bilder zu Hilfe rufen, um eine bestimmte reale Nuance zu fassen. Ihr Stil hat alle Möglichkeiten: bald reiht er in gerader Linie Tatsachen auf, zeigt eine ruhig nach der andern zum Anschauen hin, bald spritzt er mit einer hoch empor, daß sie in metaphorisches Leuchten gerät oder als Witzwort logischen Raketenlärm macht, dann türmt er emphatisch parallel gebaute Sätze (und nur in diesem einen kleinen Falle bin ich mit ihm nicht ganz einverstanden) zu rhetorischen Siegesbogen übereinander. Romanische Wortlebendigkeit, hingerissen, begeistert ohne Zügel mehr; nach einer Weile Stillstand, Genuß vor einer ins Detail geführten Szene. Diese Stellen, die an Flauberts strenge Verdichtung reichen, haben mich besonders in Glück und Rührung gebracht. So wird die sinnliche Eigenart des J. B. Greuze von seinen Gemälden mit einer Präzision und in so erstaunlich gut beobachteten Einzelheiten abgelesen, daß ganz entfernt nur im Hintergrund die historische Wahrheit uns freut, vorn aber die selbständige Schönheit der Autoren als Hauptschauspielerin alle Herzen entzündet. . . Und da meldet sich mein Problem:

„Interessante Geschichte." Ist es noch Geschichte? Was unterscheidet sie von einem Roman? Mit derselben Sachlichkeit und neuartigen Schreibweise haben später die Goncourts das Leben ihrer Tage eingefangen und die schönen Romane und Dramen geschrieben, die man naturalistisch benennt. Ja, diese Patrizier (Flaubert in den Briefen an seine Nichte hatte den Spitznamen „Die Bologneserhündchen" für sie) beobachteten die Liebeskrämpfe und den Untergang eines armen Dienstmädchens mit derselben Liebe wie ihr Versailles. In ihrer Familie haben sie unter den ältesten Verwandten noch einen Marquis, den Sohn eines Ministers der alten Monarchie, einen „verehrungswürdigen

Dummkopf, einen Dummkopf von Herz und Rasse", so klammert sich ihre Tradition noch an ein Überbleibsel der vornehmen Zeit; ihr Vater aber war 1879 Deputierter des dritten Standes in der Nationalversammlung. Es mischt sich also in ihnen der Sinn für Aristokratie und für das Volk, für romantische Historie und für festen Blick in trübe Gegenwarten. Und all das in Einheit gebracht durch eine übertönende Sehnsucht nach dem Neuen, nach ungeahnter Schönheit, die sie auch in Japan und in den Auktionssälen suchen wie in ihren Romanen, in ihren Geschichtsforschungen. Vom Standpunkt des Neuen, der Kunst aus erscheint das Historische nur als Spezialfall des Schönen. Alles Historische ist schön, außerdem gibt es noch Schönheit im Erdichteten. Oder wie die Goncourts es sagen: „Die Geschichte ist ein Roman, der war. Der Roman ist Geschichte, die hätte sein können."

Das Augenglas.

Von

Christian Morgenstern.

Da trag' ich fünfzehn Jahre nun ein Augenglas
mit schmalem goldnen Rand, das eine Frau,
das eines Freundes Mutter mir geschenkt.
Es war vielleicht ihr eignes dermaleinst,
an einem dünnen Kettchen trug vielleicht
ihr junger Hals das zierliche Gebild
des Petersburger Goldschmieds, — ja, wer weiß:
durch diese feinen Reifen (denn die Gläser
sind längst nicht mehr die alten) sah vielleicht
ihr reines Aug' noch Ihn — Michajlowitsch —
den Großen — —! Und das trug ich nun
gedankenlos drei Lustren . . . Oh —
was ist der Mensch! Des Rings, durch den er blickt,
tagaus, tagein, durch den er sich der Welt,
der sichtbaren, vermählt und sie sich ihm,
vergißt er, achtet sein nicht; denkt nicht Sein,
der ihn geformt, nicht Ihrer, die ihn gab,
nicht Seiner, dessen Bild einst in ihm lag —
wer weiß, als wie in einem Rähmchen, . . . bis —
vor einem Buch, vor einem Sintho-Buch,
in einer Nacht dies alles ihm erscheint
und ihn erschüttert, anklagt und betrübt!

Eine Szene aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe.“

Von

William Congreve.

(1670—1729.)

Ins Deutsche übertragen von Sil Vara (London).

William Congreve wurde im Jahre 1670 geboren. Seine Kindheits- und Erziehungsjahre verbrachte er in Irland, in dessen Atmosphäre, wie es scheint, Satiriker gut gedeihen. In London führte er das zügellose Leben, das damals in der Gesellschaft zum guten Ton gehörte. Als 23jähriger brachte er sein erstes Lustspiel, „Der alte Junggeselle“, auf die Bühne, das Dryden für das beste Erstlingswerk erklärte, das er jemals gelesen habe. Seine zweite dramatische Arbeit war „Der Arglistige“; seine dritte, die den Triumph seines Lebens und seiner Kunst bedeutete, hieß „Liebe um Liebe“. Dieses Lustspiel, sowie sein letztes, „Der Lauf der Welt“, haben ihm den Titel des größten englischen Lustspieldichters eingetragen. Durch Jeremy Colliers berühmten Angriff gekränkt, der gegen die Unmoralität der damaligen Bühne gerichtet war, zog sich Congreve aus der Öffentlichkeit zurück und starb im Jahre 1729 nach einem unglücklichen Sturz, eigentlich aber an den Folgen zu heftigen Lebens als der Geliebte der zweiten Herzogin von Marlborough.

Congreves Kunst ist ein lachender Protest gegen den Puritanismus. Aber wenn dieser Protest bei anderen Dichtern und Schriftstellern der Restaurationsperiode, bei Etheredge, Wycherley, Shadwell zum Beispiel brutal, roh und ordinär klang, so blieb sein Lachen bei aller Frechheit immer elegant, graziös und liebenswürdig. Es blieb das Lachen eines Gentlemans. Und Gentleman sein wertete er — in einem Gespräch dem erstaunten Voltaire gegenüber — höher als sein Dichtertum.

Congreve war in gewissem Sinne Realist. Seine Sittenschilderung ist daher dem Kulturhistoriker unschätzbar. In der Literaturgeschichte ist sein Platz einige Stufen unter Molière, von dem er jedenfalls beeinflußt war. Daß er trotz seines Witzes, seiner Charakterisierungskunst und seines überaus leichten Stiles heute beinahe vergessen ist, scheint mir zweierlei Gründe zu haben. Erstens und vor allem sind seine Handlungen äußerst kompliziert und seine Lösungen keineswegs von besonderer Klarheit; zweitens fehlt ihm das mitfühlende Herz und die tiefere Menschlichkeit. Für die Nur-Geistreichen jedoch hat bloß eine Minorität von Intellektuellen der Nachwelt Bewunderung.

* * *

Die nachstehende Szene aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe", die nur als Probe der entzückenden und pikant-graziösen Art Congreves gelten soll, gehört einer eingeflochtenen Nebenhandlung zu.

Auf der Bühne stehen Mrs. Foresight und ihre Schwester, Mrs. Frail. Mrs. Foresight ist eine junge Frau, die ihren alten Mann betrügt. In einer amüsanten, aber überaus frechen Szene sagt sie im Beisein ihres Gatten, der allerdings mit der Beobachtung seines Gesundheitszustandes beschäftigt ist, einem ungestüm werbenden Galan eine Zusammenkunft während der Nacht zu. Als sie aber der Beglückte am nächsten Morgen an die Schäferstunde erinnert, da leugnet sie dem Verblüfften ins Gesicht ab, ihm jemals eine Gunst gewährt zu haben. Diese „Vergeßlichkeit" hat die junge Frau zur Taktik erhoben. — Ihre Schwester, Mrs. Frail, ist eine Witwe, die den jungen Herren und Witzlingen der Stadt in deren Wohnungen Besuche abstattet. Sie ist im Einverständnis mit ihrer Schwester eben daran, einen jungen, reichen Seemann zu ergattern, der aber von seinem Vater für Miß Prue, ein auf dem Lande erzogenes Stiefkind der Mrs. Foresight, bestimmt ist. Um dieses naive, ein wenig liebesüchtige Fräulein von dem ihr zugedachten reichen Freier abzulenken, begünstigen die beiden Schwestern ihre Zusammenkünfte mit dem Stutzer Tattle, weil sie sicher sind, daß dieser sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, dem jungen, unerfahrenen Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Fräulein Prue stürmt herein, hinter ihr Herr Tattle.

Fräulein Prue: Mutter, Mutter, schauen Sie!

Frau Foresight: Pfui, pfui! Was schreist du denn! Und wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst mich nicht Mutter nennen!

Fräulein Prue: Wie soll ich Sie denn nennen? Sind Sie nicht die Frau meines Vaters?

Frau Foresight: Madam. Du mußt Madam sagen. Das fehlte mir noch! Ich werde mich selbst für eine alte Frau ansehen, wenn mich so ein großes Mädchen Mutter ruft. Und was ist's, mein Fräulein, was hat Sie so in Entzücken versetzt?

Fräulein Prue: Oh sehen Sie doch, Madam, was Herr Tattle mir gegeben hat. Schauen Sie, Tante. Das ist eine Schnupftabaksdose, und da ist Schnupftabak darin. Wollen Sie riechen? Oh wie gut! Wie süß das riecht! Herr Tattle ist überhaupt im ganzen süß, seine Perücke ist süß und seine Handschuhe sind süß und sein Schnupftuch ist süß, süßer als Rosinen. Riechen Sie mal, Mutter — Madam wollt ich sagen. Er hat mir diesen Ring für einen Kuß geschenkt.

Tattle: Aber Fräulein, Sie dürfen nicht küssen und es nachher ausplaudern.

Fräulein Prue: Ich darf es doch meiner Mutter sagen? — Und er sagt, er

wird mir etwas geben, damit ich auch so gut rieche. Bitte, leihen Sie mir Ihr Schnupftuch. Riechen Sie, Tante. Er hat versprochen, mir etwas zu geben, daß meine Hemden auch so riechen werden. Ist das nicht wunderbar? Es ist besser als Lavendel und ich lasse die Amme nicht mehr Lavendel zwischen meine Hemden legen. Ah Tante!

Frau Frail: Pfui, Fräulein. Sie meinen unter Ihr Leinenzeug. Man spricht nicht von „Hemden“.

Fräulein Prue: Warum, ist das etwas Unanständiges?

Tattle: Oh, Gnädigste, Sie sind zu streng mit Fräulein Prue. Sie dürfen ihre entzückende Einfachheit nicht tadeln, es kleidet sie reizend. Hübsches Fräulein, lassen Sie sich nicht Ihre Unschuld rauben.

Frau Foresight: Oh, oh, verdammte Kröte! Wenn nur Sie ihr die Unschuld nicht rauben werden.

Tattle: Wer? Ich? Madam! Wie können Gnädigste nur so einen Gedanken fassen? Sie verkennen mich.

Frau Frail: Ah, Sie Teufel, Sie schleichender Teufel. Er ist so aalglatt wie ein Pfaffe. Er glaubt, wir durchschauen ihn nicht.

Frau Foresight: Ein schlauer Hund! Wie bald er diese frische, unberührte Kreatur aufgestöbert hat. Und um uns kümmert er sich gar nicht mehr.

Tattle: Nein, wirklich —

Frau Frail: So sind sie alle, Schwester. Diese Männer! Ein junges Mädchen zu verderben, der erste zu sein, das lieben sie! Ich bin überzeugt, es würde Herrn Tattle das Herz brechen, wenn er dächte, daß ein anderer ihm zuvorkommen könnte.

Tattle: Oh, Himmel, ich schwöre, ich würde nicht für alles in der Welt —

Frau Frail: Zum Henker, wer glaubt Ihnen. Sie würden sich ja eher umbringen als die Wahrheit beichten. Wir kennen Sie. — Sie ist sehr hübsch, die Kleine, nicht? Gott, so rot und weiß, wie Milch und Blut. Wie lieblich sie aussieht. Ich will nicht hetzen, aber wenn ich ein Mann wäre —

Fräulein Prue: Oh Tante, warum spotten Sie meiner?

Frau Foresight: Hör mal, Schwester, das Mädchen scheint mir schon verdorben. Glaubst du, daß sie den tölpischen Seebären jemals erträglich finden wird? Ich bin sicher, sie läßt sich ihn nicht in die Nähe kommen — nach Herrn Tattle.

Frau Frail: Ich fürchte es auch. Ah, ein schmieriges Mannsbild, das nach Pech und Teer riecht. Der Teufel hole Sie, Tattle, Sie verdammter Speichellecker, warum mußten Sie ihr in den Weg laufen, bevor sie verheiratet ist.

Frau Foresight: Das heißt, warum ließen wir ihn zu. Mein Mann wird uns prügeln lassen. Er wird glauben, wir haben die Bekanntschaft vermittelt.

Frau Frail: Gehen wir, gehen wir. Wenn Herr Foresight uns hier findet, dann glaubt er es gewiß.

Frau Foresight: Natürlich. Aber wir können sie doch nicht allein lassen.

Das wäre ja noch schlimmer. Und er ist solch ein glatter Teufel, er wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Frau Frail: Was geht das mich an. Ich will nichts damit zu tun haben.

Frau Foresight: Gut, Herr Tattle. Wenn Sie es tun, machen Sie es mit ihrem Gewissen aus. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich bin vollkommen unschuldig an der Sache. (Frau Foresight und Frau Frail ab. Fräulein Prue und Tattle bleiben allein.)

Fräulein Prue: Warum sind die beiden weggegangen? Was haben sie miteinander gesprochen? Verstehen Sie es?

Tattle: Ja, meine Liebe, ich glaube, ich kann es verstehen. Aber hol' mich der Henker, wenn ich ihre Absicht ganz durchschaue.

Fräulein Prue: Also müssen wir auch gehen?

Tattle: Nein, nein. Das haben sie nicht gemeint.

Fräulein Prue: Nicht? Also was denn? Was sollen Sie und ich zusammen tun?

Tattle: Ich soll Ihnen den Hof machen, hübsches Fräulein. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen den Hof zu machen?

Fräulein Prue: Wenn es Ihnen beliebt.

Tattle: Das ist wenigstens offenherzig. (Beiseite.) Aber was zum Teufel mag Frau Foresight mit dieser Gefälligkeit im Schilde führen? Will sie mich zum Narren halten? Oder läßt sie uns aus rein moralischen Gründen allein — und erlaubt uns Dinge, die sie sich niemals versagt sehen möchte? — Ich will's so auffassen.

Fräulein Prue: Nun, wie werden Sie mir den Hof machen? Beginnen Sie, ich kann's schon nicht erwarten. Muß ich Ihnen auch den Hof machen? Rasch, rasch, unterrichten Sie mich.

Tattle: Sie müssen mich sprechen lassen, Fräulein; Sie dürfen nicht zuerst reden. Ich werde Fragen an Sie stellen und Sie müssen sie beantworten.

Fräulein Prue: Ist's wie im Katechismus? Also fragen Sie.

Tattle: Glauben Sie, daß Sie mich lieben könnten?

Fräulein Prue: Ja.

Tattle: Oh, oh, Sie dürfen nicht gleich „ja" sagen. Mein ganzes Interesse geht zum Teufel.

Fräulein Prue: Was muß ich denn sagen?

Tattle: Sie müssen „nein" sagen, oder „ich weiß es noch nicht", oder „ich kann es nicht sagen" . . .

Fräulein Prue: Wozu soll ich lügen?

Tattle: Das müssen Sie allerdings, wenn Sie gut erzogen scheinen wollen. Alle wohlerzogenen Menschen lügen; außerdem sind Sie ein Frauenzimmer und dürfen niemals

das aussprechen, was Sie denken. Ihre Worte müssen Ihren Gedanken widersprechen, aber Ihre Taten dürfen Ihren Worten widersprechen. Wenn ich Sie also frage, ob Sie mich lieben könnten, so müssen Sie „nein“ sagen — aber mich dennoch lieben. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie hübsch sind, so müssen Sie es leugnen und sagen, ich schmeichle Ihnen; innerlich müssen Sie sich jedoch reizender dünken, als ich es aussprechen kann — müssen mir aber wegen meiner Bemerkung gut sein. Wenn ich Sie bitte, mich zu küssen, so müssen Sie zornig werden — aber mich nicht zurückweisen; wenn ich mehr verlange, müssen Sie noch böser werden — und zugleich nachgiebiger. Und sobald ich Sie dahingebracht habe, daß Sie mir drohen, laut um Hilfe zu rufen, müssen Sie ganz still ihre Zunge halten.

Fräulein Prue: Bei meiner Seele! Ich schwöre, das ist ganz einfach! Das gefällt mir viel besser, als unsere alte Provinzmode, alles auszusprechen, was man denkt. — Und müssen Sie nicht auch lügen?

Tattle: Hm, ja, natürlich. Aber Sie müssen es als Wahrheit hinnehmen.

Fräulein Prue: Gut, gut. Es hat mir immer Spaß gemacht, ein bißchen zu lügen. Aber man hat mich immer abgeschreckt und es eine Sünde genannt.

Tattle: Nun, mein herziges Geschöpf, willst du mich glücklich machen und mir einen Kuß geben?

Fräulein Prue: Ganz gewiß nicht. Ich bin sehr böse, daß Sie so etwas von mir verlangen. (Läuft auf ihn zu und küßt ihn.)

Tattle: Bravo, bravo! Das ist sehr gut. Nur hättest nicht du mich küssen sollen, sondern du hättest dir von mir einen Kuß rauben lassen sollen.

Fräulein Prue: So? Also versuchen wir's noch einmal.

Tattle: Herzlich gern. Nun, mein kleiner Engel. (Küßt sie.)

Fräulein Prue: Pfui, pfui!

Tattle: So ist's recht, noch einmal.

Fräulein Prue: Oh pfui, weg, ich kann Sie nicht ausstehen!

Tattle: Vortrefflich. Das war so wunderbar getroffen, als ob du in Covent Garden geboren und auferzogen worden wärest. — Und jetzt, mein hübsches Kind, willst du mir nicht zeigen, wo deine Schlafkammer ist?

Fräulein Prue: Nein, das will ich nicht. Aber ich werde vorauslaufen und werde mich hinter den Bettgardinen verstecken.

Tattle: Ich folge nach.

Fräulein Prue: Ich werde aber die Tür mit beiden Händen zuhalten und sehr, sehr böse sein und Sie müssen mich erst niederstoßen, bevor ich Sie einlasse.

Tattle: Nein, ich werde zuerst hineinkommen und dich nachher niederstoßen.

Fräulein Prue: Das wollen Sie tun? Dann werde ich noch böser sein — und — noch nachgiebiger —

Tattle: Dann werde ich dich um Hilfe rufen lassen.

Fräulein Prue: Das werden Sie nicht, denn ich werde meine Zunge halten.

Tattle: Oh, du süße, gelehrige Schülerin!

Fräulein Prue: Jetzt laufe ich aber — schneller als Sie. (Sie läuft davon.)

Tattle: Du wirst nicht so rasch laufen, daß ich dich nicht einholen könnte. (Läuft ihr nach.)

Ende des zweiten Aktes.

Das Vierhändigspielen.

Von

Max Mell.

Wir fühlen es erregt und bange,
wie unsre Hände nahn und fliehn;
ein sinnlich Spiel, gebannt im Klange,
Durch mich nicht sicher, doch durch ihn.

Wie wir uns wahren und uns halten
und keine Hand die andre rührt,
fühl' ich sein Sehnen den Gewalten
der Töne lösend zugeführt.

Mich find' ich klein, fühl's fast wie Schuld.
Bin ich allein, so flücht' ich zu Etüden,
wollüstig meine Finger zu ermüden,
künftig zu decken alle Ungeduld.

Sie werden einmal in der reinen Stunde
mit seinen Griffen sicher gehn,
es wird ruhvoll, wie Atem aus dem Munde
des Glücks, von diesen Tasten wehn.

DRUCKSCHRIFTEN VON PET. BEHRENS

Selbst der wohlmeinende Kunstfreund wird nicht immer ein waches Gefühl für den ästhetischen Wert, für die formale Mannigfaltigkeit der Drucktype haben. Es liegt ein Schein von Berechtigung in der Annahme, die Type sei so durchaus zur Unpersönlichkeit, zum Schema, zum Typischen, bestimmt, daß sie überhaupt kein eigenes Leben, kein Fürsichsein aufweisen und beanspruchen dürfe. Die Type, aus deren Vielheit die Druckschrift zusammengestellt wird, ist auch ganz gewiß fürs erste nichts anderes als Träger und Diener. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da und erfüllt ihren Zweck erst, wenn sie nach der Ordnung der Sprache gereiht ist. Einem tieferen Nachdenken erschließt sich aber schon bei dieser nüchternen Auffassung der Type als Gefäß des Geistes die Einsicht, daß es doch nicht ganz gleichgültig sein kann, welcher Form eine bestimmte Art der Intellektserregung, des Gefühls oder des Wollens anvertraut, einverleibt wird. Wie es nicht gleichgültig ist, ob man Sekt in ein Weißbierglas und Bier in eine Kaffeetasse gießt. Wer empfände nicht das Seltsame, französische Worte in Fraktur oder gar in deutscher Handschrift zu sehen. Es gibt zweifellos einen inneren Zusammenhang zwischen Typenform und Wortsinn. Damit ist die Gewißheit erbracht, daß die Type ihrer mechanischen Bestimmung, ihrer notwendigen Bescheidenheit und Schweigsamkeit zum Trotz einen Charakter haben kann, ja haben muß. Nur dann wird die Type ihr Vermittelungsamt, ihre Aufgabe, geistige Regungen zu materialisieren und sichtbar zu bewahren, treu erfüllen, wenn sie ein wenig von dem Takt und dem Rhythmus des verbalen Gehaltes aufweist. Die psychologische, die natürliche Richtigkeit dieser Auffassung ergibt sich schon aus der alltäglichen Beobachtung, wie verschieden unsere eigene Handschrift ist, ob wir kühle, neutrale Gedanken, zornige Anklagen oder weiche Stimmungen zu Papier bringen. Selbstverständlich hat die gegossene Type nicht die Schmiegsamkeit und die Variabilität eines vom individuellen Gefühl durchwallten Federzuges, aber auch sie hat zum mindesten die Tendenz, Spiegelbild des Volkes, der Sprache, des Themas und des Schriftstellers zu sein. Aussprüche Bismarcks in einer dünnen, zierlichen Kursivschrift gedruckt, würden wir als eine Dissonanz empfinden. Wobei freilich anzumerken ist, daß solche eigentlich selbstverständliche Empfindsamkeit uns während der Zeiten des optischen Barbarismus ein wenig unsicher geworden oder gar verloren gegangen war. Nun aber, da wir's lernten, daß zu einem gebildeten Menschen vor allem gebildete Augen gehören, haben wir wie zu den besten Zeiten unserer Kultur auch den Geist des Druckwerkes wieder entdeckt.

Jeder Buchstabe und damit auch die Type hat nun aber nicht nur Bedeutung und Recht als Glied einer Kette, im Verband der Worte; der Buchstabe führt auch ein eigenes Sonderdasein. Er ist ein Ornament; er hat eine Fleck- und Linienwirkung, einen Effekt in Schwarz-Weiß zu vergeben. Diese spezifische Ästhetik des Buchstabens bleibt uns während des Lesens, überhaupt glatt lesbaren Bildungen gegenüber, leicht und wohl auch notwendig verborgen. Wir empfinden das Ornamentale aber sofort vor schwer zu entziffernden oder uns unverständlichen Buchstaben. Etwa Arabisch oder Chinesisch wirkt auf jeden

Empfindſamen als Ornament; wie ſtark dieſe figurale Gewalt ſein kann, das zeigen die Koranſprüche, die ſich auf alten Kaſeln der katholiſchen Kirche finden. Die frommen chriſtlichen Sticker wollten gewiß nicht Allah und Mohammed preiſen; ſie empfanden die Schriftzüge der orientaliſchen Vorlagen als ſchönes Ornament und übernahmen ſie naiv aus Formgefühl. Wenn wir nun auch niemals eine uns verſtändliche Schrift ſo abſolut als Kunſtform empfinden können, ſo bleibt doch die Zugehörigkeit auch unſerer Buchſtaben zum Kreis der ornamentalen Gebilde geſichert. Die Drucktype iſt ſogar ein äußerſt ſubtiles, auf das präziſeſte ausbalanziertes Ornament; und weil ſie das iſt, darum dürfen Künſtler in ihr ein Ausdrucksmittel ſehen, wird ſie für ihre Reinheit, ihren Charakter und ihre Schönheit gewinnen, wenn eines Künſtlers Diſziplin, ſein Inſtinkt und ſein Temperament über ſie kommt.

Wie nachdrücklich der Einfluß feinſinniger Künſtler auf die Drucktype zu ſein vermag, das haben wir während der letzten Jahre zu unſerem Vorteile erfahren. Die hartnäckige Stilſeuche, die alle Eigenart unſerer Architektur und unſeres Gerätes vernichtet hatte, war auch der Buchkunſt, dem Druckwerk und der bleiernen Letter zum Verhängnis geworden. Man braucht nur ein Buch aus den ſiebziger und achtziger Jahren aufzuſchlagen oder gar eine ſogenannte Akzidenzſache, eine Verlobungsanzeige, einen Proſpekt oder etwas derartiges zur Hand zu nehmen, um ſich zu entſetzen vor dem Gewimmel der gotiſchen Schnörkel, des ſinnloſen, ſpinnwebigen Zierates, darunter die Zweckform des Buchſtabens verſchüttet iſt. Wie der Hausbau, die Möbelſchreinerei, die Textilik, jedes Gewerk überhaupt, ſo bedurfte auch die Typographie eines gründlichen Reinigungsbades. Die ſogenannten »Fachleute«, die Schriftzeichner, waren total verdorben, in der Imitation, im Überflüſſigen, verrannt. Hilfe konnte nur von dem optiſch gebildeten, ebenſo pietätloſen wie produktiven Künſtler kommen. Als erſter trat Otto Eckmann auf das Schlachtfeld. Es war in der Tat ſo etwas wie ein Kämpfen und hitzig Streiten mit der faulen Gewöhnung und dem hochmütigen Schlendrian. Aber die Logik und die Konſequenz, die unſerer kunſtgewerblichen Bewegung eignet, verſagte auch nicht bei dem Verſuch, die Type zu reformieren, ſie geſund, modern und deutſch zu machen.

Eckmanns Vorſtoß entbehrte gewiß nicht begreiflicher Unzulänglichkeiten und gewiſſer bizarrer Kapricen; bald kam der Stärkere: Peter Behrens. Der hatte eingeſehen, daß die Zukunft einer neuen Type daran hing, ſie in der Tradition wurzeln zu laſſen. Er griff nach den wundervollen Inkunabeln, die auf unſeren Bibliotheken ſtehen und von den Gelehrten nur um der Daten, ſelten um ihrer Schönheit willen geſchätzt werden. Er griff weiter zurück und erkannte die monumentale Größe der Mönchshandſchriften. Es entſprach ſeiner konſtruktiven, geometriſchen Art, in dem klar gegliederten, ſcharf

ORATIO PRO SEX. ROSCIO AMERINO

Credo ego vos, iudices, mirari quid sit quod, cum tot summi oratores hominesque nobilissimi sedeant, ego potissimum surrexerim, qui neque aetate neque ingenio neque auctoritate sim cum his, qui sedeant, comparandus. Omnes hi quos videtis adesse, in hac causa iniuriam novo scelere conflatam putant oportere defendi, defendere ipsi propter iniquitatem temporum non audent. Ita fit ut adsint propterea quod

Behrens-Antiqua und Schmuck
von Gebr. Klingspor, Offenbach · M.

PAUL ET VIRGINIE

Sur le côté oriental de la montagne qui s'élève derrière le Port-Louis de l'Ile-de-France, on voit, dans un terrain jadis cultivé, les ruines de deux petites cabanes. Elles sont situées presque au milieu d'un bassin formé par de grands rochers, qui n'a qu'une seule ouverture tournée au nord. On aperçoit à gauche la montagne appelée le Morne de la Découverte, d'où l'on signale les vaisseaux qui abordent dans l'île, et, au bas de cette montagne, la ville nommée le Port-Louis; à droite, le chemin qui mène du Port-Louis au quartier des Pamplemousses; ensuite l'église de ce nom, qui s'élève avec ses avenues de bambous au milieu d'une grande plaine; et, plus loin, une forêt qui s'étend jusqu' aux extrémités de l'île. On distingue devant soi, sur les bords de la mer, la baie du Tombeau; un peu sur la droite, le cap Malheureux; et au delà la pleine mer, où paraissent à fleur d'eau quelques îlots inhabités, entre autres le Coin de Mire, qui ressemble à un bastion au milieu des flots.

A l'entrée de ce bassin, d'où l'on découvre tant d'objets, les échos de la montagne répètent sans cesse le bruit des vents qui agitent les forêts voisines, et le fracas des vagues qui brisent au

son corps à sa famille, et rendre les derniers devoirs à sa pudeur sur les mêmes rivages qu'elle avait honorés de son innocence. Jeunes gens si tendrement unis! mères infortunées! chère famille! ces bois qui vous donnaient leurs ombrages, ces fontaines qui coulaient pour vous, ces coteaux où vous reposiez ensemble déplorent encore votre perte. Nul, depuis vous, n'a osé cultiver cette terre désolée, ni relever ces humbles cabanes. Vos chèvres sont devenues sauvages; vos vergers sont détruits; vos oiseaux sont enfuis; et on n'entend plus que les cris des éperviers qui volent en rond au haut de ce bassin de rochers. Pour moi, depuis que je ne vous vois plus, je suis comme un ami qui n'a plus d'amis comme un père qui a perdu ses enfants, comme un voyageur qui erre sur la terre, où je suis resté seul. En disant ces mots, ce bon vieillard s'éloigna en versant des larmes; et les miennes avaient coulé plus d'une fois pendant ce funeste récit.

TORQUATO TASSO: IV. AUFZUG

ERSTER AUFTRITT — ZIMMER

TASSO ALLEIN

TASSO

Bist du aus einem Traum erwacht, und hat
Der schöne Trug auf einmal dich verlassen?
Hat dich nach einem Tag der höchsten Lust
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängstet nun
Mit schweren Fesseln deine Seele? Ja,
Du wachst und träumst. Wo sind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen spielten?
Die Tage, wo dein Geist mit freier Sehnsucht
Des Himmels ausgespanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebst du noch und fühlst dich an,
Du fühlst dich an und weißt nicht, ob du lebst.
Ist's meine Schuld, ist's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als schuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden soll?
Ist nicht mein ganzer Fehler ein Verdienst?
Ich sah ihn an und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der sei ein Mensch, der menschlich Ansehn trägt.
Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Brust.
O hatt' ich doch so klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet sei,
So halte dich an der Gewißheit fest:
Ich habe sie gesehn! Sie stand vor mir!
Sie sprach zu mir, ich habe sie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie sind auf ewig mein, es raubt sie nicht
Die Zeit, das Schicksal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geist sich da zu schnell empor,
Und ließ ich allzu rasch in meinem Busen
Der Flamme Luft, die mich nun selbst verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre selbst
Auf ewig das Geschick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr und folgte froh
Dem Winke, der mich ins Verderben rief.
Es sei! So hab' ich mich doch wert gezeigt
Des köstlichen Vertrauns, das mich erquickt,
In dieser Stunde selbst erquickt, die mir
Die schwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltsam öffnet. – Ja, nun ist's getan!
Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst
Auf einmal unter; seinen holden Blick
Entziehet mir der Fürst und läßt mich hier
Auf düstrem, schmalen Pfad verloren stehn.
Das häßliche zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfaust,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Die Schwestern.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
So gleich von Angesicht,
So gleicht kein Ei dem andern,
Kein Stern dem andern nicht.

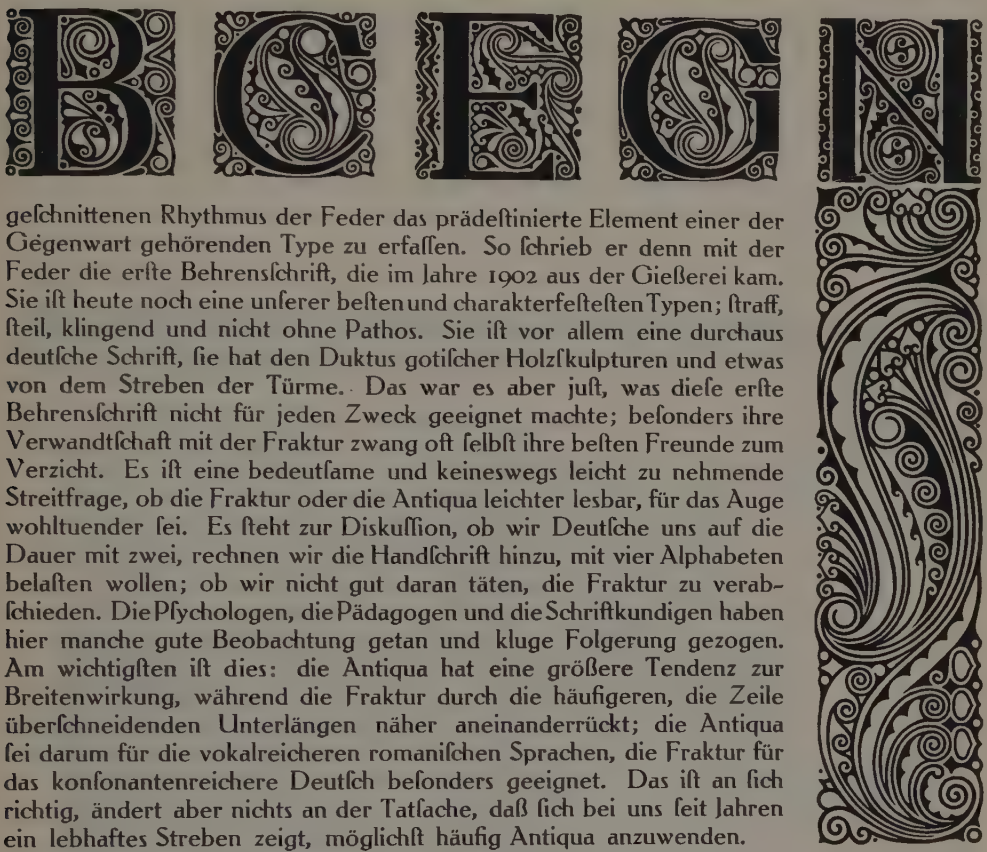
Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir haben lichtbraune Haar',
Und flichtst du sie in einen Zopf,
Man kennt sie nicht fürwahr.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir tragen gleich Gewand,
Spazieren auf dem Wiesenplan
Und singen Hand in Hand.

Wir Schwestern zwei, wir schönen,
Wir spinnen in die Wett',
Wir sitzen an einer Kunkel
Und schlafen in einem Bett.

O Schwestern zwei, ihr schönen,
Wie hat sich das Blättchen gewend't!
Ihr liebet einerlei Liebchen –
Und jetzt hat das Liedel ein End'.

Behrens-Kursiv und Schmuck
von Gebr. Klingspor · Offenbach a. M.



geſchnittenen Rhythmus der Feder das prädeſtinierte Element einer der Gegenwart gehörenden Type zu erfaſſen. So ſchrieb er denn mit der Feder die erſte Behrensſchrift, die im Jahre 1902 aus der Gießerei kam. Sie iſt heute noch eine unſerer beſten und charakterfeſteſten Typen; ſtraff, ſteil, klingend und nicht ohne Pathos. Sie iſt vor allem eine durchaus deutſche Schrift, ſie hat den Duktus gotiſcher Holzſkulpturen und etwas von dem Streben der Türme. Das war es aber juſt, was dieſe erſte Behrensſchrift nicht für jeden Zweck geeignet machte; beſonders ihre Verwandtſchaft mit der Fraktur zwang oft ſelbſt ihre beſten Freunde zum Verzicht. Es iſt eine bedeutſame und keineswegs leicht zu nehmende Streitfrage, ob die Fraktur oder die Antiqua leichter lesbar, für das Auge wohltuender ſei. Es ſteht zur Diskuſſion, ob wir Deutſche uns auf die Dauer mit zwei, rechnen wir die Handſchrift hinzu, mit vier Alphabeten belaſten wollen; ob wir nicht gut daran täten, die Fraktur zu verabſchieden. Die Pſychologen, die Pädagogen und die Schriftkundigen haben hier manche gute Beobachtung getan und kluge Folgerung gezogen. Am wichtigſten iſt dies: die Antiqua hat eine größere Tendenz zur Breitenwirkung, während die Fraktur durch die häufigeren, die Zeile überſchneidenden Unterlängen näher aneinanderrückt; die Antiqua ſei darum für die vokalreicheren romaniſchen Sprachen, die Fraktur für das konſonantenreichere Deutſch beſonders geeignet. Das iſt an ſich richtig, ändert aber nichts an der Tatſache, daß ſich bei uns ſeit Jahren ein lebhaftes Streben zeigt, möglichſt häufig Antiqua anzuwenden.

Es liegt nun nahe, zu erwägen, ob es nicht möglich ſei, eine Antiqua zu ſchaffen, die bei allen ihr eigentümlichen Vorteilen dennoch einen Zug ins Frakturale aufweiſt, eine Deutſche Antiqua. Dies war die Aufgabe, die ſich Peter Behrens ſtellte, als er daranging, eine Antiqua zu ſchreiben. Der Verſuch iſt über Erwarten gelungen, ja es iſt eine durchaus reife, blutvolle und in Schönheit abgeklärte Type zuſtande gekommen. Über deren äſthetiſche Werte ſchwelgende Worte zu machen, iſt überflüſſig, da das Leſen dieſer Seiten zur Genüge das eigenartige ſtarke Vergnügen, das die Behrens-Antiqua den Sinnen zu ſpenden hat, vermittelt. Wohl muß man anfangs das Tempo, in dem die Augen über die Zeilen laufen, ein wenig hemmen, das aber hilft dazu, eine ſanfte, eine milde Feierlichkeit aufſtrömen zu laſſen; je weiter wir leſen, je rückhaltloſer wir uns von dem Rhythmus, von der Geſte der Verſalien, von dem Takt der Kleinbuchſtaben ergreifen laſſen, deſto mächtiger ſpüren wir das offene, leuchtende Antlitz, das freie Atmen dieſer Seitenbilder. In den großen Graden hat die Schrift eine ſakrale Monumentalität, hier fühlt man aber auch am deutlichſten ihren ſpirituellen Zug zur deutſchen Myſtik. Der Geiſt ehrwürdiger Miſſalen wird wach. Voll entfaltet ſich dieſe feierliche Muſik in dem Lineament der Initialen. Aus dieſen rollenden Linien ſtrömt

ein ſonores Pſalmodieren und zugleich die harte Atmoſphäre eines eiſernen Zeitalters. Erinnert man ſich der Architektur, wie ſie Behrens ſchafft, etwa des Krematoriums zu Hagen oder des Pavillons der A. E. G. von der Schiffbauausſtellung, ſo wird einem die Verwandtſchaft deutlich, die jene modernen Heiligtümer mit der Antiqua der Deutſchen verbindet. Der bedeutſame Wert dieſer Type wird dadurch noch offenbarer, daß man, wie die Proben zeigen, germaniſche und romaniſche Sprachen gleichmäßig gut, fließend und feſt darin zu leſen vermag.

Ein nicht weniger beachtenswertes Werk iſt die Kurſiv, eine geſchriebene, eine liegende Schrift. Mit ihr brachte Peter Behrens die endgültige Löſung eines viel umworbenen Problems.

Robert Breuer.

PAVILLON DER A. E. G. VON DER SCHIFFBAUAUSSTELLUNG.

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

(Fortsetzung.)

Hans war selig. Das merkte seine Mutter wohl, als sie zu Weihnachten dem Hochamt in der Schule beiwohnte, um ihren Sohn von weitem in seinem Chorknabenamt zu sehen. Er war ganz reizend, und selbst sein geschorener Kopf betrübte die Mutter nicht mehr.

Diese Haartracht gab ihm ein minder weltliches Gepräge, ein engelhaftes Aussehen. Er nahte so salbungsvoll mit geschlossenen Fingern an der Spitze der Chorknabenschar, die sich um den Altar gruppierte. Ein abwechslungsreiches Bild: die einen trugen eine Kerze, die andern eine Palme, wieder andre ein Weihrauchfaß, ein Kreuz, ein Räucherpfännchen, die zarten Attribute des Gottesdienstes. Sie gingen, knieten nieder und verschränkten sich in langsamen Reihen.

Es war wirklich ein himmlischer Chor, eine fromme Pantomime mit bedeutungsvollen Schritten und Gebärden, ein heiliges Ballett, das sich zwischen den blauen Rauchstreifen des Weihrauchs abspielte.

Frau Cadzand sah nur ihren Sohn. Wenn man eine Kerze geopfert hat und sie auf dem eisernen Lichthalter brennt, blickt man nur sie an und besorgt sich nur um sie, um ihre Flamme, die flackert, wieder auflebt, emporloht und strahlt.

Hans war diese geweihte Kerze. Frau Cadzand folgte ihm mit den Augen, bewunderte mit dem naiven Egoismus der Mutter die Anmut und Vornehmheit seines Ganges und auch seine innere, strahlende Reinheit. — Die andern tragen in ihrer Brust ein trübes Gefäß. Selbst wenn sie rein sind, bergen sie doch etwas von dem Urschlamm in sich, und stets steigt ein wenig davon zu ihrem Gesicht empor. Er mußte ein Gefäß lauteren Wassers in seiner Seele tragen, denn von ihm strahlte nur Licht aus; sein Gesicht war der Spiegel eines inneren Quells, worin der Himmel sich spiegelt und sich seiner Reinheit bewußt wird.

4.

Darum war seine Frömmigkeit auch ansteckend. Mit wahrem Aposteleifer, mit der gleichen Beharrlichkeit wie in der Schule, drang er darauf, daß Gott im Hause seiner Mutter geehrt wurde. Er war nur Halbpensionär, d. h. er kehrte des Abends um sieben Uhr nach Hause zurück, aß zu Abend und legte sich schlafen. Er veranlaßte Frau Cadzand, die Zimmer mit frommen Bildern zu schmücken, wie eine Priesterwohnung. Auch sie war einst fromm gewesen; doch nach dem großen Unglück ihres Wittums hatte sie sich

von Gott etwas abgewandt. Gibt es einen Gott, einen wirklich guten Gott, der solche Wege geht? Ein eifersüchtiger Gott? Heißt es ihn beleidigen, wenn man glücklich ist? Trotzdem verhilft die Liebe zum Glauben. Und wie kann man glauben, wenn man nicht liebt? Wenn man weint, sieht man den Himmel nicht.

Bald jedoch hatte das Beispiel ihres Sohnes sie wieder bekehrt. Sie beteten allabendlich das Nachtgebet zusammen. Hans hatte sie darum gebeten. Wenn sie so beteten, würde ihr Bitten Gott wohlgefälliger sein!

Eine einzige betende Stimme ist wie eine einzige Kerze vor dem Altar. Man entzündet viele Kerzen vor dem Altar; viele Stimmen, soviel wie möglich, müssen sich vereinigen und verflechten; dann entsteht eine breite Bahn von Gebeten, die bis zum Himmel dringen und auf der Gott herabsteigen kann. So ward das Abendgebet in dem alten Haus in der Rue de l'Ane Aveugle zu einem wahren Familien-Gottesdienst. Auch das Gesinde erschien und kniete hinter der Herrschaft nieder, im Hintergrund des großen Zimmers im ersten Stock, das durch Hansens Bemühungen das Aussehen einer Kapelle bekommen hatte.

Während des Monats Mai, des Marienmonds, stand eine Statue der Jungfrau auf dem Sims des Kamins, der wie ein Altar, wie ein Ruhaltar bei einer Prozession geschmückt war. Fromme Wallung dieser lauen Abende! Die bemalte Statuette lächelte, weiße und rosa Azaleen blühten nebeneinander und bewegten gleichsam die Lippen in dem leichten Luftzug des Fensters, als ob sie mitbeteten. Daneben Reliquien, geweihter Buchs, künstliche Blumensträuße unter Glasglocken, eingerahmte Heiligenbilder, fromme Gegenstände in Vergoldung, schöne flandrische Spitzen, nach Art eines Altartuchs auf dem Kaminsims ausgebreitet, und dahinter der Spiegel, der diesen künstlichen Garten bis zur Ferne von Feengrotten entrückte, mit huschenden Reflexen wie auf einem Wasserspiegel. Hans betete inbrünstig. Er rezitierte mit lauter Stimme die Litaneien: „Maria, Rosa mystica, Stella matutina, Turris eburnea, Janua Coeli!“ Und Frau Cadzand mit dem Gesinde wiederholte jedesmal einstimmig: „Ora pro nobis!“

Unsägliche Augenblicke, in denen man schon das ewige Leben lebt! Und in den Sekunden des Schweigens zwischen den Stimmen hörte man das Knistern einer Unzahl von Lichtern, deren Flammen wegen des offenen Fensters flackerten und große schwankende Schatten auf die Wände und die Decke des Zimmers warfen, das größer geworden und von einer namenlosen Menge in schwarzen Mänteln bevölkert schien, die niederkniete und den Platz wechselte . . .

5.

Eines Tages sagte Hans zu seiner Mutter:

„Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist. . .“ Er hatte das ganz einfach, ganz naiv geantwortet, weil Frau Cadzand sich über seinen ausschließlichen Marienkult wunderte, gleich als ob Gott gar nicht vorhanden wäre und sie den

ganzen Himmel einnähme. In den folgenden Tagen mußte Frau Cadzand oft an dieses Wort denken, das auf den ersten Blick sehr harmlos und liebenswürdig erschien, jedesmal, wenn sie wieder Kopfschmerzen hatte und nicht ausgehen konnte, wenn sie schläfrig in ihrem Zimmer saß, den Kopf auf das weiche Haarkissen gelehnt. Diese laue Wärme, auf der ihr Kopf ruhte, war so hold und lindernd. Ihr Sohn war fort, in den düstern Räumen der Priesterschule, über schwere Wörterbücher gebückt, oder er zog Kreidelinien über eine schwarze Tafel. Er war so fleißig, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, auf die große Uhr im Hofe zu blicken und zu berechnen, wann die Stunde der Heimkehr schlüge. Doch die Mutter folgte auf ihrer kleinen Pendeluhr dem Spiel der Zeiger, die sich suchten und flohen. Sie zählte die langen Stunden und sehnte sich nach Hans. Etwas von ihm hatte sie wenigstens jederzeit bei sich: das weiche Kissen, das sie in einem guten Einfall mit den Haarlocken ihres Sohnes gefüllt hatte. Bisweilen drückte sie ihr leidendes Gesicht tief hinein, wie in ein Wasser, in dem man Schminke abspült, wie Jesus in das Tuch der Veronika, in dem er sein Blut und seine Dornen abdrückte.

An solchen Tagen kam ihr Hansens Wort: „Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist," oftmals in den Sinn und mehrte ihr Leiden noch etwas, beunruhigte und verwirrte sie. Er hatte das gewiß in seiner Unwissenheit gesagt, der unschuldige Knabe, den die Reinheit des Leibes und Geistes noch zierte. Doch dies Wort war ein Zeichen. Der Gedanke an das Weib drängte sich ihm auf. Der Knabe trat in die Pubertätszeit ein. Furchtbare Krise! Vielleicht waren seine fromme Inbrunst, sein Marienkult, die Flammenworte seiner Gebete nichts als der Überschwang eines liebebedürftigen Herzens und Blutes.

Frau Cadzand dachte voller Schrecken an die kommenden Tage. Wenn doch Hans nicht größer würde! Wenn er der harmlose Jüngling bliebe! Jeder Schritt, den er jetzt tat, entfernte ihn von ihr. Trotzdem hatte sie so oft davon geträumt und träumte noch davon, daß er sie niemals verlassen sollte! Da sie Witwe war und allein stand, da sie nichts als ihn hatte, würde er vielleicht stets bei ihr bleiben. Wie schön ist ein Sohn, der sich ganz seiner Mutter weiht! Nichts ist rührender als das Paar, das Mutter und Sohn bilden, immerfort beisammen und einander genügend! Wie schön muß es sein, selbst erwachsen, selbst alt, sich „mein Kind!" nennen zu lassen! Sie hatte manchmal diesen schönen Plan geäußert, sich nie zu verlassen, stets zusammen zu leben; und Hans hatte mit Freuden Ja gesagt.

„Weil sie eine Frau ist!" Heute klang das Wort wie eine Drohung. Jawohl, die Frauenliebe war die Gefahr, das mögliche Hindernis, an dem ihr Herzenswunsch scheitern konnte. O Schmerz für die Mütter, sich sagen zu müssen, daß schon eine Frau lebt, in dem Augenblick, wo sie daran denken, eine Frau, die aus der Tiefe der Ewigkeit auf ihren Sohn zuschreitet! O Schmerz, sich zu sagen, daß die heißeste Liebe nicht ihnen gelten wird, daß sie nicht am tiefsten geliebt haben. Die andre wird am heißesten geliebt werden; der andre wird am tiefsten lieben, denn seine Liebe ist gebend!

Frau Cadzand blickte voller Bangen in diese geheimnisvolle Zukunft. Ja, wenn es nur eine einzige Frau war, rein und gut, die Hansens Geschick mit ihr teilen würde! Doch sie kannte die Gefahren, die Verirrungen, zu denen das freie, vielseitige Leben der Männer und die Versuchung der Frauen führt, — all der sündigen Frauen welche die Feindinnen der Mütter sind und ihre Gesichter im Spiegel der Herzen auslöschen, in denen sie sich spiegeln!

Frau Cadzand zitterte für ihren Sohn. Er mit seinem bebenden Gemüt, mit der Empfindsamkeit einer Treibhausblume, war der Gefahr mehr ausgesetzt. Zum Glück ist die Religion ein Vorbeugungs- und Ablenkungsmittel. Frau Cadzand beglückwünschte sich, daß seine Frömmigkeit in der Schule gepflegt worden war, daß sie selbst durch die Marienmond-Altäre, die Nonen, die Opferkerzen, die gebeteten Rosenkränze und Wallfahrten diesen Glauben entfaltet hatte, der durch die Furcht vor der Hölle behütet.

So würde er im voraus gefeit sein gegen schlechten Wandel und die künftigen Lockungen der Leidenschaft.

Ist nicht die Frömmigkeit selbst eine Leidenschaft, eine veredelte, vergöttlichte Leidenschaft? Die ganze katholische Liturgie mit ihrem Prunk und all ihrem Zubehör, worin alles und jedes eine geniale Erfindung ist, befriedigt die Herzen, die ein dunkler Kampf zwischen Ideal und Sinnlichkeit plagt.

Die Orgel ist wie Umarmungen; der Weihrauch steigt in Wolken empor wie der Duft von Frauenhaaren; das Wunder der Liebe vollzieht sich in der Kommunion, die zuerst ein Kuß auf die Lippen und dann auch eine Einverleibung, ein lang ersehntes Besitzen ist, wo man ein andres Wesen, das ein Gott ist, in sich eindringen und leben fühlt.

Frau Cadzands Gemüt heiterte sich wieder auf: welches Glück, daß sie ihren Sohn im Glauben erzogen, daß sie seine Frömmigkeit angefeuert hatte! Im Glauben würde er stets ein Mittel gegen die Sünde, die Versuchung des Fleisches finden. Dank diesem lebendigen Glauben würde sie ihn gegen die andern Frauen verteidigen, ihn stets bei sich behalten, ihren Plan verwirklichen können . . . Und dies ohne jede Selbstsucht!

Empfand er nicht in der Kirche eine fast leibliche Trunkenheit, die einzige Wollust, die nicht von Reue gefolgt ist? Und seine leidenschaftliche Empfindsamkeit, sein zartes, inbrünstiges Herz würden ihr höheres Ziel finden, das übernatürliche Ziel, Gott zu lieben, und vor allem die Jungfrau, „weil sie eine Frau ist", ja, sie, die ihm vielleicht alle andern ersetzte, und die einzige, gegen welche die Mutter keine Eifersucht hegte.

6.

Hans war älter geworden, hatte alle Klassen der Priesterschule durchlaufen, deren Muster und Stolz er war. Seine Lehrer verzogen ihn, hätten ihn gern für sich gewonnen. Ein kostbarer junger Nachwuchs für die Mönchsorden! Gewiß hatte Gott ihm die Gnade einer solchen Inbrunst nur verliehen, um ihm zu zeigen, daß er ihn riefe, daß er ihn für

seinen Dienst begehrte. So glaubte es Hans, wenn er über seine Zukunft nachdachte, wenn seine Lehrer ihn in häufigen Zwiegesprächen ermahnten, fleißig zu beten, die Erleuchtung des Heiligen Geistes recht auf sich herabzuflehen, um die wesentliche, alles entscheidende Gunst zu erlangen: seine Berufung zu erkennen.

Die Berufung! Das ist der Hauptgedanke jeder religiösen Erziehung. Wo anders ist nur das Leben, in dem man sich eine Laufbahn zu wählen hat. Hier ist das Leben und Gott — eine ganz anders schwere Wahl. Im ersteren Falle handelt es sich nur um das weltliche Glück. Im zweiten steht das ewige Heil selbst auf dem Spiel. Man versteht die Bangigkeit der jungen gläubigen Seelen, wenn die Priester in den Schulen, die Nonnen in den Klöstern zu den Schülern und Schülerinnen am Ende der Lehrzeit sagen: „Gebt acht! Drängt nicht, fortzukommen! Wartet! Gott hat euch vielleicht ein Zeichen gesandt, das ihr nicht sahet. Gott wählt unter euch seine Knechte und Mägde für morgen. Er nimmt seinen Zehnten von den Kindern, die wir ausbilden. Gebt acht! Es handelt sich weniger um Gottes als um euren Vorteil!“

Und das ist wahr. Nur die sind vielleicht wahrhaft unglücklich, die ihren Beruf verfehlt haben. Dies Wort aus geistlichem Munde paßt selbst auf weltliche Geschicke. Die Berufung ist selbst in ihrem Fall vorhanden: zum Soldaten, zum Seemann, zum Künstler, zum Arzt; zur Jungfräulichkeit oder Mutterschaft. Eingeborene Triebe, unwiderstehliche Neigungen. Ein Instinkt, der litte, wenn er von seiner Bahn abgelenkt, vergewaltigt würde. Wie bedauernswert ist der Abenteuerlustige, der in einen Beruf eingekerkert ist, oder der Talentlose, der in die Kunst gedrängt wird, oder die Frau, die für das Familienleben geboren ist und unter dem Schleier des Zölibats hinsiecht!

Wie viel mehr also, wenn es nicht einfach gilt, zwischen einigen ähnlichen Laufbahnen, zwischen den gleichlaufenden Wegen der Welt zu wählen, sondern wenn man sich im voraus für den Himmel oder die Erde entschließen soll!

Aus diesem Grunde mußte auch die Klasse, der Hans angehörte, am Ende des Studienjahres eine strenge Prüfung über die große Frage der Berufung durchmachen. Das war alljährliche Gewohnheit. Jedesmal entschlossen sich mehrere Schüler zum Priesterstand oder zum Eintritt in einen Orden, nach einer Reihe von Zusammenkünften und Übungen. Hans wohnte ihnen mit einer Inbrunst bei, die mehr denn je glühend und voller Überschwang war. Ein besonderer Prediger war für diese Prüfung herbeigerufen, ein Dominikanerpater mit blumiger, verschlagener Beredsamkeit, die sich in die Seelen einschmeichelte, wie eine Biene, deren Stachel die Erinnerung an Rosen wachhält! Er war ein Seelenkenner! Er hatte die rechte Diagnose, den entscheidenden Rat für ihre Unentschiedenheit, ihre inneren Kämpfe! Er war unversieglich in guten Ratschlägen über die Wahl des Berufes, ein Wort, das er immerfort wiederholte und in feurigen Buchstaben an die Wand malte, um jedem zu helfen, daß er klar sähe in seiner Seele!

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Elementargeister Siziliens haben diesmal ein Unglück angerichtet, unter dessen fürchterlicher Wucht die Menschen noch kaum zur Abschätzung ihrer wirtschaftlichen Verluste gekommen sind. In erster Linie gehören zu Verlusten doch Verlierer, und die Unzahl der Toten und Vermißten läßt es leider wie von selbst verstehen, daß über eine gar nicht zu übersehende Eigentumszerstörung der Mund der davon Betroffenen auf ewig schweigen wird. Erst dann folgen die indirekt Geschädigten, d. h. die Geschäftsfreunde resp. Gläubiger all jener Erschlagenen und Versunkenen. Sogar wenn dieses Heer von Forderungen noch irgendwie eingetrieben werden könnte, anstatt barmherzigerweise daran ein für allemal zu vergessen, würde wohl in den meisten Fällen die force majeure als Ablehnungsgrund durchschlagen. Im übrigen haben wir vor nun fast 67 Jahren an einem andern schrecklichen Fall, dem Hamburger Brande, erlebt, wie großmütig die auswärtigen Korrespondenten zu handeln verstanden. Damals, wo 4200 Gebäude vernichtet und 20 000 Menschen obdachlos wurden, hatten u. a. die deutschen Buchhändler sofort auf jeglichen Ersatz ihrer Konsignationsläger verzichtet. Man glaube nur nicht, daß Sizilien, als Obst- und Kornkammer, verhältnismäßig wenig Fabrikate bezogen habe. Hierfür nur ein kleines Beispiel. Als die Messinaapfelsinen noch von sehr guter Qualität waren, umwickelte man dort jedes einzelne Stück mit bronziertem Seidenpapier, das für recht große Beträge von Nürnberg und Fürth aus geliefert wurde. Inwieweit jetzt die Staatshilfe zu einer umfassenden Anleihe führen müßte, läßt sich zurzeit kaum übersehen. Es ist dies aber eine Gelegenheit, daran zu erinnern, daß Italien im Gegensatz zu andern Staaten schon des längeren ohne neue Emissionen auskommen konnte, ebenso wie seine Renten bekanntlich unentwegt über dem deutschen im Kurszettel prangen. Das macht die kluge, zugleich systematische Finanzpolitik, die noch unter Cavour und den Konservativen seit dem Jahre 1862 einsetzte und auch 14 Jahre später mit der endlichen Herrschaft der Linken, nur kurz unterbrochen von den außerordentlichen Lasten des Dreibundes —, sich fortsetzte und vor allem fortschritt. Viele Hinweise unserer deutschen Steuerliebhaber auf die rigorosen Abgaben jenes Landes sind ganz einseitig. Da ist z. B. der von Sonnino im Jahre 1894 herbeigeführte Zoll auf Rohbaumwolle. Das war von einer Industrie, die mit so billigen Wasserkräften und so niederen Löhnen arbeitet, schon allmählich zu tragen. Desgleichen ist zwar die Staatsrente indirekt mit einer Steuer belegt worden, aber dafür sind alle Umsätze in Italienischer Rente von jeglichem Stempel so ferngehalten worden, daß allein hierdurch bereits der ungemein leichte Verkehr in diesem wichtigen Papier begründet wurde; zum beschämenden Gegensatz unserer früheren eigenen Anlageverhältnisse. Indessen, was nun? Vielleicht mag es allzunüchtern klingen, sogleich angesichts der noch rauchenden Trümmer über einen baldigen Aufschwung nachzudenken. Tatsächlich jedoch wird es gehen wie nach jeder gewaltigen Zerstörung, nach jedem Kriege, wo bald an der Wiederherstellung des Notwendigen und sodann an Neukonstruktionen auf zahlreichen Gebieten gearbeitet wird. Industrie und Handel werden also aus diesen erschütternden Zusammenbrüchen ungeahnte Quellen von Aufträgen erfließen sehen, was z. B. in Deutschland sogar zur Errichtung einiger weiterer Zementfabriken führen könnte. Unter einem Jahre sind bekanntlich derartige Fabriken nicht fertigzustellen, weshalb möglicherweise schon bald von dahingehenden Beschlüssen etwas zu verlauten hätte.

* * *

Wo ist der „boom“? Es muß eine Nachwirkung vom Silvesterräuschen gewesen sein! Denn weshalb sonst brachten unsere Börsen die feste Überzeugung zum Kursausdruck, daß der amerikanische boom auch die deutsche Industrie wieder zum Aufschwung bringen müsse. Natürlich war für diesen Irrtum der erste Geschäftstag des neuen Jahres gut genug. Dann sah man allseitig ein, daß jener boom überhaupt noch gar nicht da sei, sondern von einigen in Deutschland anwesenden New Yorker Bankiers prophezeit werde, und man sah ferner ein, daß es noch eine Orientalische Frage gebe. Die Hochfinanz freilich und die Großkapitalisten haben gegenüber jenem merkwürdigen optimistischen Anfall kaum etwas anderes gezeigt, als ihre unveränderte Haltung, nämlich die der — äußersten Reserve. Man kauft nichts, aber man verkauft auch nichts. Denn unser Publikum nimmt offensichtlich alle nur möglichen inländischen Staats- und Städtepapiere weiter auf, ebenso wie andererseits die Montankrise ihre schärfste Zuspitzung bereits hinter sich haben soll. Andererseits fehlt es an Kauflust und überhaupt Unternehmungsmut angesichts der Balkanwirren. Das ist ein Punkt, in welchem unsere Bankkreise von **Wien** aus wahrscheinlich besser unterrichtet sind, als es leider seinerzeit unser dortiger Botschafter bezüglich der wohlgemuten Entschlüsse des Erzherzogs-Thronfolgers und des Herrn Aehrenthal war. Ja, in diesem Wien verkaufen die allerersten Hände fortgesetzt ihre besten Papiere bei uns, sowie auch sehr feine Aktien, die sie aus deutschen Konsortien noch ziemlich kurze Zeit besitzen. Eine solche Beharrlichkeit muß die Bankenkabinette in Berlin stutzig machen, obgleich dieselben Wiener Herren es auch an Empfehlungen von Papieren nicht fehlen lassen. So rekommandieren sie z. B. in intimen Briefen: Staatsbahnaktien, die angesichts der sicheren Verstaatlichung billig seien. Zum mindesten rentierten sich Maiprämien darin, da ja bis dahin in der Türkei alles geregelt sein werde (??). Als ob nicht diese Millionäre und Briefschreiber die gefährliche Schwäche ihres eigenen Platzes nur zu gut kennten und bei der kleinsten politischen Verschärfung Staatsbahnaktien dann noch weit unter ihren Wert würfen. All demgegenüber halten sich also unsere Banken recht flüssig, wie aus der starken Nachfrage für Privatdiskonten hervorgeht, die freilich bei $2^1/_2$ % die Zinsenerträgnisse unserer Großinstitute alles eher als hinreichend alimentieren. Dieselben leitenden Kreise empfangen aber auch aus Rheinland-Westfalen noch keine guten Nachrichten. Es läßt sich dies schon aus den Antworten spüren, die von den Aufsichtsräten anfragenden Montan-Aktionären erteilt werden. Fast immer verweist man da solche wißbegierige Besitzer auf die Generalversammlung! Wie heute die Dinge liegen, hängen unsere Börsen nicht von New York, sondern zunächst noch von Wien ab. Und sobald die Österreichische Kreditanstalt ihren Holzverkohlungsprospekt, der bei ihr fertig liegen soll, wirklich herausbringt, dürfte — vielleicht der Beginn einer Besserung zu verzeichnen sein.

* * *

Die Deutsche Bank findet Nachahmer. Kaum hat dieses Institut nach allerdings gründlichen Vorbereitungen endlich die Zahl ihrer Filialen um eine solche in Konstantinopel vergrößert, als auch schon die Russische Bank für Auswärtigen Handel dasselbe tun will. Ja noch mehr, sie läßt jetzt bereits Niederlassungen in Trapezunt, Smyrna, Salonik verkünden. Das ist zwar die größte Russische Bank, aber bei ihrem ganzen höchst weitherzigen Ausdehnungssystem hat sie schon oft übers Ziel hinausgeschossen. Diese Bank besitzt Agenturen in Paris, London und Genua. Über diesen letzten Platz sind keineswegs nur die Russen im Irrtum gewesen, soweit es sich um ein außerordentlich rasches Emporblühen Genuas handelte. Auch unsere eigenen Industriellen und Kaufleute mußten nachträglich diesen ihren Irrtum unter vielfachen Verlusten eingestehen. Aber nun die Filialen jener Russischen Bank! Dieselben befinden sich ausschließlich im Inlande, stellen ein ganzes Netz dar und sind in dem mit Ziffern und Text wohlangefüllten Jahresbericht nirgends zu ersehen. Nach dem letzten Bericht bilanzieren z. B. die laufenden Rechnungen am 1. Januar 1908 für St. Petersburg mit 15 Millionen Rubeln und dagegen für die

Filialen mit 58 Millionen, also mit dem fast vierfachen Betrag. Trotzdem bleiben sowohl die Zahl dieser Filialen, als ihre Ortsangabe unerwähnt. Sicher sollte da nichts verheimlicht werden, aber wenn die Unterlassung nur ein Versehen ist, dann ist es desto bezeichnender, notabene für die bestgeleitete Bank Rußlands! Soweit bekannt, verfügt das Institut über nicht weniger als ein paar Hundert Prokuristen! Übrigens figuriert für 1907 bei den Filialen ein Posten: „Verluste durch Fälschung und Beraubung." Und alle diese Fälle aufs skrupelhafteste zusammenaddiert, ergeben Rbl. 84 920,30. Keine Ordnung ohne Kopeke!

* * *

Nur kein Geld nach dem Auslande, so meinen unsere Banken, die schon lange auf die Provisionen und Courtagen eifersüchtig sind, die das deutsche Publikum für seine auswärtigen Spekulationen in London und New York bezahlt. In diesem Sinne hat sich soeben die Hamburger Maklerbank zu einem Rundschreiben aufgerafft, das den Interessenten für amerikanische Papiere und Goldshares einen Vorschlag zur Ersparnis der Londoner Kommissionsgebühren macht. Jedenfalls haben wir in Deutschland eine ganze Reihe von Provinzbankiers, die heute nichts anderes mehr vermitteln, als amerikanische und südafrikanische Spekulationen. An einer inländischen Konjunktur finden sie, wie sie sich bitter aber wahr ausdrücken, keinerlei Nutzen; nur daß sie dann die Dienstbotennot und die hohen Fleischpreise spüren! Ein anderer und zwar ziemlich großer Teil unseres Publikums ist auf unterirdische Börsenorgane in London oder Paris abonniert, deren Ratschläge tatsächlich befolgt werden. — Augenblicklich sieht es freilich mit der ganzen Spekulation in jenen Werten mager genug aus. Bezüglich der Aufschwungsfähigkeit der amerikanischen Eisenbahnaktien gehen die Meinungen außerordentlich auseinander, und da, wo bezüglich einer sachlichen Besserung der Lage Einmütigkeit zu bestehen scheint, nämlich bei Transvaalwerten — wird es so leicht nicht wieder eine deutsche Käuferschicht geben.

Im Kientopp.

Von Bardolph.

Ich hörte neulich die Anekdote von einer Frau, die ihrem Kinde, das im Nebenzimmer spielte, zurief: „Was machst du da, Frida?" — „Nichts, Mama!" — „Willst du das gleich sein lassen! Kannst du nicht hören?" Die Frau hatte so sehr die Gewohnheit, ihrem Kinde alles zu verbieten, daß sie auch gleich mit ihrem Verbot kam, wenn das Kind einmal nichts tat. Diese Frau ist durchaus typisch. Kinder dürfen keinen Willen haben! und in allen ihren Handlungen etwas Böses zu sehen und es zu verbieten, ist die erste Pflicht der Erwachsenen. Das paßt nicht nur auf die Eltern sondern auch auf die Lehrer und Behörden und auf die ganze öffentliche Meinung.

Nun läßt es sich aber nicht leugnen, daß die Kinder anfangen, sich von den Erwachsenen zu emanzipieren. Die Tendenz unserer Zeit, den Schwerpunkt des Lebens immer mehr von der Familie in die Öffentlichkeit zu verlegen, macht sich auch bei ihnen bemerkbar. Die Jugend wird amerikanisiert, sie treibt Sport und verfolgt die Rennberichte, sie interessiert sich für Politik und gründet Vereine — in der sozialistischen Jugendorganisation gibt es schon tüchtige „Debatter", die einen grauhaarigen Pastor in die Flucht schlagen, sie macht die Sherlock Holmesmanie mit, indem sie eine umfangreiche Nick Carterliteratur veranlaßt, und von der Lustigen Witwe und der Dollarprinzessin genießt sie die packendsten Szenen und Melodien im Biophon-Theater.

Aber quod licet Jovi, was den Großen ein Vergnügen ist, ist Gift für die Kinder. Die Wächter auf den Zinnen schlagen Alarm. Das jugendliche Gemüt soll nicht mit Politik, mit Renn- und Wettleidenschaften, mit blutrünstiger Literatur verdorben werden. Die Zukunft ist schwarz. Die heranwachsende Generation verliert jeden Halt, jeden Glauben an Ideale, vor allen Dingen — und das ist entscheidend — jeden Respekt vor den Großen.

Ja, ist es denn wirklich so schlimm? Ich muß immer an die amerikanischen Jungen denken, die alle diese Symptome noch viel stärker zeigen,

und nachher so tüchtige Arbeitstiere und brave Ehemänner werden. Ist denn der jugendliche Einbrecher und Messerstecher nur durch das Beispiel Nick Carters so weit gekommen? Warum macht denn der Gymnasiast, der genau dieselben Heftchen liest, falls er nicht schon die Kriminalromane der Großen genießt, nicht solche Sachen? Ich glaube auch nicht an den unheilvollen Einfluß der Kinematographentheater, gegen die man neuerdings wieder Sturm läuft. Hinter all der Entrüstung steckt mir zu viel von dem Mißtrauen der Großen gegen die Jugend, die sich nicht vorschreiben läßt, wie und wo sie sich vergnügen soll. Aber ich will das Kinematographentheater, den Kientopp, wie ihn der Berliner verdeutscht hat und allgemein nennt, zu schildern suchen. Wenn man dann etwas dagegen hat, dann soll man ihm Konkurrenz machen, indem man etwas Besseres an die Stelle setzt, aber man soll sich vor einem hüten, was auch besonders für die Kindererziehung gilt, man soll nichts Langweiliges bieten.

Die Einrichtung eines Kientopps ist sehr einfach. Ein Ladenlokal, das durch Verkleben der Fenster dunkel gemacht ist. Stuhlreihen, die durch angenagelte Latten zusammengehalten werden. Eine Leinwandfläche, die die Bilder aufnimmt. Ein Klavier oder ein Musikautomat und ein Büfett, an dem es Bier und Erfrischungen gibt. Man sitzt eng zusammengedrängt, jedes Plätzchen ist ausgenutzt, jeder Stuhl ist besetzt. An den Wänden stehen diejenigen, die keinen Platz gefunden haben. Die Erwachsenen rauchen, die Kinder jubeln, und der Klavierspieler paukt auf das verstimmte Klavier. In den Pausen werden Erfrischungen rundgereicht. „Süßigkeiten, meine Herren! Süßigkeiten, meine Damen!“ und der junge „Herr“ von fünfzehn Jahren greift geschmeichelt in sein Portemonnaie und bietet seiner „Dame“ Eiswaffeln oder überzuckerte Baumnüsse an. Ganz vorne sitzen fast nur Kinder. Vier- und sechsjährige, zehnjährige, zwölfjährige, weiter zurück mehr Halbwüchsige und Erwachsene. Man sieht junge Pärchen, aber auch alte Leute. Mütter mit ihren Kindern und weißhaarige, verhutzelte Männer. Gymnasiasten mit bunten Mützen und typische Kneipenbummler. Neben dem Büfett sitzt ein junges schwarzlockiges Ding, dem man ansieht, daß es bald von der Straße verschlungen werden wird, und unterhält sich mit dem Büfettfräulein. Sie schimpft auf ihren Schatz, der nicht gekommen ist. Man sieht, es ist ein ganzer Ausschnitt des Berliner Lebens, der sich hier in diesem kleinen, verräucherten Saal zusammendrängt.

Und sie sind alle glücklich, besonders die Jüngeren und Jüngsten. Theater ist ja so ein Rausch für kleine Herzen, die noch Phantasie haben und an Wunder glauben. Und hier auf dieser Zauberbühne läuft in einer Stunde ein ganzer Wunderkreis ab. Da gibt es Hexen und Teufelsgeschichten mit Prinzessinnen und Feengrotten. Da fährt ein tollgewordenes Automobil die Häuser hinauf und über die Dächer und durch die Stuben. Da wird ein Motiv aus Dickens sentimental und überzuckert dargestellt. Da ist das Maurerparadies, in dem die Steine von selbst den Bau hinaufspazieren. Und eine Wildschweinjagd zu Pferde. Caruso singt mit seiner schönsten Stimme eine italienische Arie. Immer weiter geht es, immer weiter.

Denn dieses Theater ist ja soviel reicher als jedes andere, es gibt hier unendliche Möglichkeiten, die alle erst in der Anfangsentwicklung sind. Gewiß jetzt findet man viele Geschmacklosigkeiten und eine ungesunde Sentimentalität. Aber haben wir das sonst in der Literatur und im Leben nicht auch? Dafür sind manche Sachen auch neu und ganz echt. Wie fein ist das Straßenleben geschildert, wie humoristisch wird es dargestellt! Und der Anschauungsunterricht, den viele Lichtbilder geben, warum fehlt der auf den Schulen?

Das Volk liebt dieses neue Theater — es ist s e i n Theater. Anfangs gingen nur die Kinder hinein, die Großen genierten sich. Aber allmählich haben die Kinder die Großen erobert, und besonders an der Peripherie von Berlin und in den Vorstädten wird der Kientopp zu einem richtigen Volkstheater. Hier fühlt das Volk noch natürlich, und im Norden in einem Kientopp sah ich, wie man einen Schurken auf der „Bühne“ mit Apfelresten bewarf.

Darum bestehen auch diese Theater sehr gut, trotz aller polizeilichen Bevormundung, und wir haben in Berlin einige, die 40 bis 50 000 Mark jährliche Pacht bezahlen. Im einzelnen sind ja viele Unterschiede vorhanden. Es gibt vornehme mit Klappstühlen, in denen die guten Meßtersschen

Aufnahmen gut dargestellt werden, es gibt kleine Nester mit schlechter Beleuchtung und schlechten Bildern und Riesensäle für das Massenpublikum. Der Geschmack ist im Westen ein anderer als im Osten. Daß aber irgendwo Unsittlichkeiten geboten werden, ist einfach nicht wahr. Wenn die andern Bühnen eine so strenge Zensur hätten wie die Kinematographentheater, dann könnten viele zumachen. Daß einmal ein Wüstling in diesen Theatern Kinder belästigt hat, ist wohl vorgekommen. Der Mann hätte sich sonst vielleicht eine andere Gelegenheit gesucht. Die Kinder laufen hier nicht mehr Gefahr wie überall auf der Straße, und wer die großstädtischen Wohnungsverhältnisse kennt, der weiß, wo die Quelle aller solcher Übel steckt. Wer den Kindern helfen will, der hat so manches Betätigungsfeld, der braucht nicht damit anzufangen, daß er ihnen das bißchen Lebensfreude beschneidet.

Wagon-lits.

Von Joseph Aug. Lux.

Ein schweres Rätsel ist die Kunst!

Nachts im Schlafwagen zwischen Berlin und München dachte ich wieder über all die Rezepte nach, die ihr Geheimnis entschleiern sollten. Die Lokomotive ratterte, und die Worte „Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Echtheit" knarrten mir immer wieder in den Ohren. Wie von der schnarrenden Stimme des widerwärtigen Theoretikers gesprochen, der den Künstler in der modernen Bewegung abgelöst. Das also soll das Geheimnis der Kunst sein! Drei dürre Worte auf eine Anzahl von philiströsen Lehrparagraphen verteilt, Elementargesetze der bildenden Kunst in der Westentasche zu tragen, unfehlbar, damit jeder Droschkenkutscher oder jeder Lehrbub binnen ein bis drei Jahren hinter den Witz kommt und fertiger Kunstgewerbler wird. Binnen ein bis drei Jahren, auf den Kunstbrutanstalten versessen — den sogenannten Kunstgewerbeschulen, — deren jämmerliches Fiasko wir bereits zu erleben anfangen. Das Fiasko der Systematiker, Rezeptenmacher, Aesthetiker, die nun richtig in den Elementargesetzen der bildenden Kunst das probate Dressurmittel gefunden haben.

Die Lokomotive ist unausstehlich. Mit jedem Schienenstoß jagt sie so ein Wortgespenst von neuem auf: Sachlichkeit! Zweckmäßigkeit! Echtheit! Ich muß mich endlich mit diesem cauchemar auseinandersetzen. Nein, ihr drei Kunstgespenster lügt mir nichts vor! Nicht einmal ein nüchternes, aber leidlich anständiges Hotelzimmer bringt ihr fertig. Nicht einmal ein Hotelzimmer, das auf der Höhe eines Wagon-lits ist. Auf der Reise ist der Eisenbahnwagen meine einzige und bevorzugte Heimat. Nicht das Hotel ist es, in dem ich absteige, bewahre! Ich bin froh, wenn ich dem Gehege der unkontrollierbaren Schmutzwinkel entronnen bin, die durch die heuchlerische Freundlichkeit gaunernder Kellner und schadenfroher Wirte nicht sympathischer werden. Fühle mich erst wohl, wenn ich ins Coupé steige. Hier ist alles adrett, praktisch, diszipliniert. Hier gibt's keine Diskussion. Ist das euer Verdienst? Nein, ihr häßlichen Lügenmäuler. Ihr wollt ja Kunst machen. Und ihr werdet doch nicht behaupten, daß so ein Eisenbahnwagen ein Kunstwerk ist! Dann ist mein Hutkoffer auch ein Kunstwerk, und zwar ein sehr viel besseres. Denn wenn ich näher zusehe, finde ich auch in dem praktischen Eisenbahnwagen eine Menge von Unzulänglichkeiten. Ist das sachlich und zweckmäßig, diese Mist- und Staubfänger unter den Sitzen der Coupés? Diese Bakterienherde, dieses Winkelwerk, das niemals ordentlich gereinigt werden kann, dieser bequeme Unterschlupf, darin sich Orangenschalen und Wursthäute ein Stelldichein geben und die Tuberkeln Orgien feiern? Diese Plüschbezüge, die der Nistort aller ansteckenden Krankheiten sind? Vor zwei Jahren in der Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906 hat Richard Riemerschmid mit eurer Hilfe einen künstlerisch pretentiösen Eisenbahnwagen ausgestellt. Aber in der Hauptsache ließ er die Übelstände unberührt und gab dafür neue Ornamente und Farben, die mir genau so gleichgültig sind wie die alten. Euer Scheinwesen ist vollständig durchschaut. Heuchler seid ihr, mit Bäffchen an der Seele! Hier gebe es stille, nützliche Arbeit zu tun, tägliche Erfindung und Verbesserung, reine Utilität ohne Ruhm und Namen. Aber ihr scheinheiligen Kreaturen, ihr Surrogat-Geschöpfe, ihr wollt Ruhm und Namen! Ihr aufgeblähten Froschgespenster! Darum stellt ihr euch auf den Markt wie Scharlatane und Zahnbrecher, und gebt vor,

das Geheimnis der Kunst entdeckt zu haben. Was wollt ihr mit der Echtheit? Bronze, Hartgummi, Beton sind lauter unechte Materialien. Und ein Künstler kann auch aus Hartgummi und Beton das herrlichste Kunstwerk machen, wie auch in Bronze herrliche Kunstwerke geschaffen worden sind. Was wollt ihr mit eurer Zweckmäßigkeit in der Kunst? Sie verachtet euch und eure Sachlichkeit. Bildende Kunst kommt eben von Bilden, von Gestalten; sie will nicht beweisen und nicht konstruieren; sie will sich selbst darstellen, sich offenbaren und hat mit eurem Zweck und eurer Sachlichkeit nicht das geringste zu tun. Sie hat nicht einmal mit euren Schönheitsbegriffen zu tun, weil eure Schönheitsbegriffe theoretische Konventionen sind, die wie ein jämmerliches Gerippe zusammenfallen, sobald die Kunst das Unerwartete tut und ihr beglückendes oder vielleicht auch erschreckendes Antlitz voll enthüllt. Und sie tut immer das Unerwartete. Und ihr Nüchternheitsfanatiker, ihr Enthaltsamkeitsapostel, ihr Wanderprediger mit den Bäffchen an der Seele, ihr werdet unfehlbar zusammenknicken, von Schrecken erfüllt, wenn die Kunst, ihrer angeborenen Natur gemäß, im sorglosen Überfluß und schöpferischen Reichtum, der ihr Element ist, Gebilde über Gebilde, Schmuck über Schmuck, Rätselhaftigkeit über Rätselhaftigkeit hervorzaubert!

Ein Dichter und ein Fasler.

Von J. A. B.

Die Berliner Schauspielhäuser haben dem Fasching voreilig ihre Tore aufgetan. Im Deutschen Theater, da poltert „Die Revolution in Krähwinkel“ schon zum fünfzigsten Mal über die Bretter. Meinhard hat das innerlichste Kulturbedürfnis der deutschen Reichshauptstadt erspürt und labt die Zeitgenossen mit „Einer von unsere Leut'“. Und Deutschlands radikalster und schneidigster Bierphilister predigt vor Philistern den Philistern im Kleinen Theater Abend um Abend eine höhere „Moral“. Es ist ein beruhigendes Bewußtsein: Ein Parterre von Spießbürgern ist noch immer am schnellsten beisammen.

Daß der Dichter Wilhelm Schmidtbonn zwischendurch in den Kammerspielen edles Leben aufknospen und eine Versmusik von seltener Natürlichkeit erklingen läßt, darum kümmern sich nicht viele. Sein „Graf von Gleichen“*) ist eine der erquicklichsten Schöpfungen der letzten Jahre, und es spricht für Max Reinhardt, daß er für diesen Werdenden Ohr und Herz hat.

Das Vorspiel, die Zwiesprache des in finsterem Verlies gefesselten Kreuzfahrers mit dem grausamen und zugleich rührseligen Tod läßt nicht viel Gutes erhoffen. Aber dann kommen die zwei ersten Akte voll klaren, warmen Lichts. Des Poeten Kraft hat mit dem hellen Morgen um die Wette die Schloßbewohner aufgeweckt. In voller Lebensgröße stehen alle da. Voran die drei, die das seltsamste Schicksal zusammengeführt hat: Der Graf von Gleichen und seine beiden Frauen. Leidenschaftlich bangend erwartet der Träumer die erste Begegnung zwischen der jungen, liebreizumkleideten Türkin, die ihn aus Nacht und Not errettet hat, und der Gemahlin, die seiner in sehnsüchtiger Treue zwölf lange Jahre harrte.

Und schlicht vollzieht sich, was geschehen muß: Der Kampf des Edelmuts der beiden Gattinnen gegen den wilden Hunger nach dem Alleinbesitz des Manns. Mit erstaunlicher Kraft ertönt der Grundakkord: der Graf kann nicht auf ein Quentchen Liebe dort wie hier verzichten, zu einer mystischen Einheit schlug ihm die Glut der beiden Frauen zusammen, auskosten nach so langem Darben will er dieses unsäglich kostbare Doppelglück. Und mutet ihnen das Unmögliche zu. Die drei Seelen, die so schwer um ihr letztes Heil ringen, heben sich in jedem Augenblick deutlich vom Schicksalshintergrunde ab. Erschütternd, wie sie in Zorn und Liebe werben und abwehren. Nun schmeicheln die beiden Frauen einander, nun lauern, nun hadern sie, und nun knien sie vor einander nieder, die stolze Gräfin küßt dem Heidenkind demütig den Schuh. Eine möchte der anderen den Mann abbetteln. Undenkbares Opfer! Hier ist der Dichtung Höhe.

Der dritte Akt sinkt in Niederungen hinab. Noch einmal gibt sich der Poet kund. Die Türkin gesteht ihrer Todfeindin ahnungslos ihre Mutterglück. Gleich darauf stürzt sie vom hohen Felsen, hinabgestoßen von der Hand der Gräfin. Scheuß-

*) Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co. in Berlin.

lich ist die Freude der brünstigen Siegerin nach der Tat. Das Kleid der Hoheit fällt ganz von ihren Schultern. Und der Graf, wieder der Brombeerromantik des Todes, mit dem er sich einst im Gefängnis unterhielt, verfallen, reitet mit dem unheimlichen Gesellen weit hinaus. Hinaus in einen wohlfeil aufgewirbelten Balladendunst. Die Letzte zu gestalten, war Schmidtbonns Kraft nicht reif genug. Aber was ihm gelang, ist Dankes wert.

Der exotische Wegener entdeutschte den Grafen zu sehr. Fest aber zeichnete die harte Leidenschaftlichkeit der Durieux jeden Zug der Gräfin. Das Herz des Türkenmädchens schlug in der Kinderstimme der Eibenschütz. — — —

Nach dem Dichter der Fasler: Johannes Raff, den ein Studentenverein auf der Bühne Brahms von zusammengeborgten guten und miserablen Schauspielern aus der Taufe heben ließ. „Der letzte Streich der Königin von Navarra“ (als Buch bei S. Fischer erschienen). Ein Geduldspiel in Blankversen. Der Autor im Irrgarten hallender Worte ewig auf der Suche nach seinen eigenen Gestalten, ewig herumtastend, um aus dem Versbrei die Fäden herauszufischen, mit denen er die wirre Handlung weiterspinnen will. Das alte Gymnasiastendrama mit einigen neuen Schnörkeln aufgeputzt möchte die schöne Jambenorgie wieder hoffähig machen in der Literatur. Diesmal bedarf es der Abwehr nicht. Die hat die Langeweile im Theater unhöflich genug besorgt.

Berliner Konzerte.

Von Max Olitzki.

Sascha Calbertson ist ein Geigenknirps, der mit großer Wichtigkeit sich gebärdet. Er wird zu einem großen Geiger reifen, wenn er in ernsthafte Hände gerät. :: Zur Bewältigung des D-Dur (op. 77) von Brahms gehört mehr Kraft, als die jugendliche ungarische Violinistin, Ilona von Regéczy besitzt. Zart, kraftlos, ohne jede Persönlichkeit, ohne Paprika brachte sie es vor. :: Achille Rivarde (ein Pariser Geiger) ist ein Künstler, der durch innige Tongebung, hinstürmendes Temperament und technische Vollendung gefangen nimmt. Ein ganzer Mann, dem Bewunderung gebührt. Auch an seinem zweiten Abend lauschte man ihm andachtsvoll. :: Starke kompositorische Begabung zeigte der Russe Peter Schenk in seinen phantastischen „Visionen“. Seine „Lebensepisoden“ — eine Suite in sechs Sätzen — sind musikalisch reich bewegt. Herr Schenk gehört zur besseren Hälfte der Jung-Russen und dürfte nach Abdämpfen einer groben Instrumentation einer ihrer beachtenswertesten Vertreter werden. :: Nach den Vorträgen des H-moll-Konzerts von Davidow, des A-moll von Saint-Saëns und der Waldsuite von Popper kam man zur Überzeugung, daß Ewssei Beloussow den bedeutendsten Cellisten beizuzählen ist. Diesem ersten Auftreten (im Beethovensaal) wird man weitere mit Vergnügen folgen sehen. :: Willy Burmester adagierte den E-moll'schen Bach mit prachtvollem Violinton, einer Größe, die nur Auserwählten eigen ist. :: Man könnte das Organ — ein kräftiger Sopran — wohl gelten lassen, aber die Liedworte behandelte Frau Charlotte Boerlage-Reyers zu nonchalant, als daß die Gesamtleistung hätte befriedigen können. :: Harold Bauer betastete den Flügel mit Souveränität und Herzlichkeit. :: Ferruccio Busonis zwölfter Abend (in dieser Saison der „einzige“) „neuer und selten aufgeführter Werke“ brachte dem großzügigen Idealisten nicht den gewünschten Dank. Das Cesar Frank-Entrée in D-moll kannte man von Nikisch, dem mehr Dirigentenbefähigung zu Gebote steht als Herrn Busoni. Der Mozartschen „Don Giovanni“-Ouverture ein konzertales Anhängsel zu geben, war eine nicht üble Eingebung. Bleibt noch ein Scherzo des Ungarn Béla Bartók unter dessen Leitung. Es stellte sich als eine Kling-Klang-Gloribusch-Zusammensetzung zweifelhaften Charakters heraus. Und als letzter marschierte Franz Liszt mit dem „Salve Polonia“ auf. Ein pietoses Andante und marziales Allegro aus seinem Stanislaus-Oratorium, das zu den schwächsten von Liszt gehört. Interessant nach literaturhistorischer Seite, deshalb die einzige berechtigte Aufführung dieses Abends. :: Lola Rallys Gesangsweise ist auffallend reifer geworden. Ihre Kopftöne parieren, das mezza-voce hat Farbe; ihr „prendre un tendre baiser“ in Bizets „Pastorale“ war Nervenkitzel. —

Französische Literatur.

Von Franz Clement.

In der französischen Literatur wird augenblicklich schönes Talent vergeudet. Nicht, daß es durchaus fruchtlos bleiben muß, aber daß es bei der übergroßen Anzahl von auch talentierten Durchschnittsschriftstellern kaum mit der Genugtuung manifestiert werden kann, die für die Entwicklung reichbegabter Persönlichkeiten Anstoß und Ziel sein sollte. In den Verlagshäusern Jansot, Ambert & Cie. u. a. geben ganz junge Leute manchmal Bücher heraus, deren Drucklegung sie sicher selbst bezahlen müssen und die zweifellos die hohe Auflage der Produkte Charpentiers, Calman-Lévys und Lemerres verdienten. Eine solche Talentprobe ist der Roman „La Blessure" von Aimé Griffigne. Ein Roman der Syphilis von der Brutalität, die neben den Sensationshaschern auch denjenigen eigen ist, die mit zerrissenem Herzen aus unsäglich bösartigen Konflikten sich herauslebten und nun ihre junge Kraft in einer bitteren Anklage auf den Rest von Leistungsfähigkeit prüfen. Was für eine delikate Aufgabe war es, den Roman der Syphilis zu schreiben: Und dieser wahrscheinlich sehr junge Romancier brachte es fertig, weil er auf jeder Seite die Wirklichkeit so faßt, daß sie in ihrer traurigen Notwendigkeit von jedem nachgefühlt werden kann, der auch einmal am Rande stand. Und viele standen am Rande, viele stehen heute noch da, und immer wird es deren geben, die auf einmal vor dem niemals ausgefüllten Abgrunde zurückschrecken. So liegt etwas Lyrisches in der Darstellung dieses Schauers und man fragt sich: Wird dieser junge Mensch auch noch etwas schreiben können, wenn er es nicht so intensiv direkt erlebt hat. Und man fragt sich in Frankreich bei vielen Büchern junger Leute so.

Ganz andere Fragen stellt man sich bei einem neuen Buche eines Alten. Es ist beinahe schon ein ganz Alter. Anatole France schreibt in seiner „Ile des Pingouin" (erschienen bei Calman-Lévy) die Geschichte eines imaginären Volkes, eines Vogelvolkes, das sich zur Menschheit und zur Wesensart der modernen Franzosen entwickelt. Der alte Schalk hat sich diesesmal zu Voltaire in die Schule begeben und dessen tolle feine Märchen modernisiert. Er gewinnt seiner liebenswürdigen Fiktion alles Erdenkbare ab und da nichts ihm seine Freiheit benimmt, kann er seinen vielgeliebten Landsleuten einen Spiegel zurechtmachen, vor dem sie abwechselnd weinen und lachen dürfen.

Im französischen Theater haben in dieser Saison bereits einige der alten Bühnenbeherrscher zu ihrem gewohnten Publikum — ein Drittel feine Snobs, die Kritiker miteinbegriffen, ein Drittel Tout Paris mit teils ererbtem und teils mühelos erworbenem Geschmack und Sinn für regelmäßiges Theater, sowie noch ein Dritte anspruchslose, aber achtbare Mitläufer — gesprochen. Von diesen wurde Paul Bourget mit seinem Emigré, einem nationalistisch sein sollenden Familienstück, am wenigsten höflich aufgenommen. Der von Claretie zuerst für die Comédie Française angenommene, dann verweigerte Foyer von Octave Mirbeau und Sadée Natanson hat bei seiner Uraufführung stark enttäuscht und Claretie hat damit etwas wie einen Kompromißlertriumph erhalten. Und sicher: die Gerichtsverhandlungen des Foyer-Streites, in denen Mirbeau einnehmend zynisch, der geriebene und außerordentlich witzige Advokat Henry Robert mit den Erfolgen eines unwiderstehlichen Esprit-Tenors auftraten, waren anregender als dieses schablonenhafte, an die Naivität des verstorbenen Zola erinnernde Thesenstück. Nur begreift man nicht, wie Claretie dieses Stück anstößig finden konnte; sogar im Molièrehause ist man an Stärkeres gewöhnt.

Deshalb ist die außerordentlich erfolgreiche Komödie Le Roi von Emmanuel Arène, dem verstorbenen Kritiker des Figaro, Robert de Flers und G. A. de Caillavet in den Varietés mehr an ihrem Platze als in der Comédie. Aber kein Stück hat künstlerisch mehr Rechte auf Frankreichs erstes Theater — jedenfalls dem Namen nach das erste — als dieses mit allen Lächerlichkeiten gespickte, von erlesenstem und gleichzeitig eingänglichstem Witz überschäumende Satire. Die Abmurcksung dieses Sozialisten, der in snobistischem Respekt vor einer fremden Majestät erstirbt und ihr mit haarsträubender Selbstverständlichkeit sein in wunderschöner Rundheit hingesetztes Frauchen ausliefert, ist mit soviel Geist geschehen, daß die Ge-

troffenen selbst bei den Geißelhieben mehr Spaß als Haß empfinden. Auch nicht allein die Gesinnungsgenossen des Sozialisten; alle Stände, alle Parteien werden verulkt. de Flers und Caillavet, die man bisher nur als flotte Schwankdichter nehmen wollte, haben hier zusammen und mit einem anderen eine Glanzleistung gegeben, denen die ernstesten Franzosen ihre Anerkennung nicht mehr versagen können. Das ist wohl der Mitarbeit des in der Politik beschlagenen Arène nicht ausschließlich zu verdanken; denn wer die beiden anderen von früher her kennt, traut ihnen jede Szene dieses ergötzlichen Mimenspiels zu.

Von Maurice Donnay hatte man nach Paraître mehr Großzügigkeit erwartet, als er deren in seinem neuen Stücke „La Patronne" gezeigt hat; man glaubte, er sei über die Vorstufe des Nurerotikers hinweggekommen, und nun variiert er wieder das alte Thema. Hier ist es gewiß schon neuartiger aufgefaßt: eine im Übergang stehende Dame drapiert sich mit dem Mütterlichkeitsempfinden, das sie einem blutjungen Menschen gegenüber hat. Und alles war ja nur eine anders geratene Geschlechtlichkeit. Daß Donnay im Stil und in den szenischen Einzelheiten derselbe feine Herr bleibt, muß gesagt werden, denn einige scheinen es nicht mehr haben zu wollen. Auch Henri Bernstein hat sich in seinem „Israel", den man in Berlin kennt, nicht wesentlich gebessert.

Die Belgier hatten, geräuschvoll zirkulierenden Gerüchten zufolge — und in diesem Lande zirkulieren alle Gerüchte geräuschvoll — für Verhaeren und Maeterlinck den Nobelpreis erwartet. Er wurde viel schlechter verwandt; denn wenigstens Verhaeren ist im Sinne des Nobelpreisstatuts der stärkste unter den „idealistischen Dichtern" unserer Tage. Zu etwas anderem gab dieses Gerücht die Veranlassung. Die Brüsseler, die alles gleich ein wenig geschmacklos laut machen (schon Baudelaire hat sie in dieser Hinsicht scharf charakterisiert), veranstalteten eine Maeterlinck-Verhaeren-Ovation. Der alte Verhaeren wird nach dem Trubel in seiner stillen Klause ironisch-heimlich in seinen langen, fein gekräuselten Schnurrbart hineingelächelt haben.

Chinesen unter sich.

Von Robert Saudeck.

Es gibt wohl kein Volk der Erde, dessen seelisches Wesen uns so fremd, so unfaßlich wäre wie das der Chinesen. Wir sind unfähig, irgend eine Regung aus dem Gesicht des Chinesen zu lesen, und selbst Europäer, die jahrelang im Innern des Landes keinen andern Verkehr pflegten, die sich immer nur mit Chinesen auseinanderzusetzen hatten, selbst sie gestehen, daß sie diesem Volk in entscheidenden Augenblicken immer noch ratlos gegenüberstehen und sich immer wieder aufs Neue überraschen lassen müssen. Der Europäer, dem sonst die Tradition wissenschaftlicher Forschung das Verständnis und die Anpassung an fremde Rassen zu erleichtern pflegt, versagt dem Chinesen gegenüber als Psychologe fast völlig. Ganz anders ist das Verhältnis des Chinesen zu uns. Als Diener besitzt ein Chinese eine so erstaunliche Anpassungsfähigkeit, ein so ungewöhnliches, ja, fast liebevolles Gedächtnis für die individuellen Bedürfnisse und Wünsche seines Herrn und eine so treue, stets wache Aufmerksamkeit, daß er, dem wohl alle Voraussetzungen europäischen Denkens und Empfindens fehlen, uns unvergleichlich leichter zu verstehen lernt, als wir ihn. Die Achtung, die er dem Willen seines Herrn entgegenbringt, kennt nur eine Grenze. Der Befehl seines Gebieters ist ihm eine höhere Willensfügung. So lange, als er den Weißen als höheres, unnahbares Wesen anerkennt, dessen Angelegenheiten eine ungewöhnliche Bedeutung zukommt. Nur ein einziger Umstand vermag diese voraussetzungslose Achtung zu zerstören. Der Europäer darf sich nie für die Verhältnisse seines chinesischen Dieners interessieren. Tut er dies, so hat er sich selbst vom Piedestal seines Rassenadels gestürzt und wird von seinem gelben Diener nur noch respektlos als seines Gleichen behandelt.

An Bord des Reichspostdampfers, der uns nach Ostasien führt, sind 53 chinesische Heizer und 18 chinesische Wäscher und Stewards. Weder der Kapitän noch die Offiziere und die Maschinisten kennen den Namen auch nur eines der 53 chinesischen Arbeiter. Der Obermaschinist hat nur

einen von ihnen angeworben, und hat mit den andern 52 nichts zu tun. Doch auch der Name dieses einen ist der Schiffsleitung unbekannt. Er führt offiziell den Namen „Number one", und ist nur als Nummer bekannt. Die eins ist eine Rangordnung. „Number one" ist allein für die andern chinesischen Arbeiter verantwortlich, nur durch ihn wickelt sich jeder Verkehr mit ihnen ab. Er hat sie angeworben, er zahlt ihnen den Lohn aus, er gibt Berichte über ihr Verhalten an das chinesische Arbeitersyndikat in Hongkong, er allein ist während der Reise ihr Richter, vollstreckt seine eigenen Urteile selbst, jagt einen Heizer oder Kohlenzieher, mit dem er unzufrieden ist, im nächsten Hafen an Land, wirbt einen andern Mann, und gibt von diesem aus eigener Machtvollkommenheit, vorgenommenen Personalwechsel kaum einen Bericht an den Obermaschinisten oder Kapitän. Number one ist absoluter Selbstherrscher in dem kleinen Reich der an Bord arbeitenden Chinesen. Dabei ist sein Arbeitslohn im Vergleich zu dem seiner Untergebenen durchaus nicht unverhältnismäßig hoch. Seine höhere Stellung bedeutet ein soziales, nicht ein wirtschaftliches Übergewicht. Ihm unterstehen vorerst die Aufseher der drei Wachen, die Chinesen, die den Namen „Number two, three four" führen und dann der Chor der andern 49 Heizer, die namenlos und von den Europäern ungekannt nicht einmal durch europäische Ziffernbenennung geehrt werden. Trotz seiner Selbstherrlichkeit verdient Nummer eins nur 50 Mark, die drei Aufseher 43 Mark monatlich. Dafür genießt der erste in diesem Klein-Chinesenreiche das Recht der körperlichen Züchtigung, ein Recht, gegen das es keine Appellation gibt. Nie noch hat sich ein Heizer über schlechte Behandlung durch Nummer eins beklagt. Aber ein wahrer Entrüstungssturm würde durch das chinesische Königreich dort unten in den schwülen Kesselräumen gehen, wenn es ein Europäer wagte, Hand an einen Chinesen zu legen. Eine Züchtigung durch ihren obersten Führer empfinden die Leute als eine völlig ordnungsgemäße Sache, einen Klaps von weißer Hand als eine Schändung der Rasse.

Doch der Gott, der selbst über der Macht der selbstherrlichsten Könige waltet, hält seine wehrende Hand auch über das kleine Völkchen, das in fremden Diensten über die Weltmeere schwimmt. Unter den Chinesen an Bord gibt es einen, um dessen Gunst auch noch ein Number one bangend buhlen muß, gibt es einen gelben Mann, der mit den Göttern selbst in täglicher Verbindung steht: den chinesischen Steward der höchsten Schiffsmajestät des Kapitäns. Es gilt als selbstverständlich, daß der Steward, der im persönlichen Dienste des Kapitäns steht, Einfluß auf die oberste Schiffsleitung hat, ganz so, wie einst die Pompadour als Geliebte des Königs, oder wie vielleicht, wenn die Mär zu Recht besteht, der Friseur an manchen kleinen Fürstenhöfen die Entscheidung seines Herrn durch eingeflüsterte Worte zu beeinflussen vermag. Dieser Fabel hat es der Kapitänssteward zu danken, daß er als uneingeschränkter Herr über alle Chinesen an Bord, über die ersten vier Nummern, über die 49 Heizer und Kohlenzieher und über die 18 Wäscher und Stewards angesehen wird. Nur ein einziger, der Kapitänssteward selbst, weiß, daß er seine Machtstellung einem falschen Glauben seiner Landsleute verdankt. Aber er ist klug genug, kein Exempel statuieren zu wollen, und verzeiht im letzten Augenblick doch noch gnädig demjenigen, der seine Gunst verscherzt hat, schmeißt den Sünder nicht im nächsten Hafen hinaus und bringt sich und den andern auf diese Weise nie den Beweis seiner Ohnmacht. Der Glaube an die Macht des Kapitänsstewards ist einer der wenigen Kardinalfehler in der chinesischen Psychologie unserer Eigenart. Wie ein Wegelagerer, der mit ungeladener Pistole droht, läßt sich der schlaue Bengel Tribut bezahlen und bezieht so Prozente von den Einkünften eines jeden der 71 an Bord arbeitenden Chinesen. Kein gelber Mann würde es wagen, gegen einen kräftigen Puff oder eine Ohrfeige des Kapitänsstewards zu protestieren. Dafür zeigt sich der gute Boy auch von Herzen dankbar. Er kennt nur liebevolle Empfindungen für seinen Herrn, ist bemüht, ihm jeden Wunsch und jedes Bedürfnis an den Augen abzulesen und befolgt seine Befehle mit einer gewissenhaften Promptheit, die oft im geraden Gegensatz zu seiner Überzeugung steht. Der Kapitän braucht nur in den Wintermonaten in der Nordsee zu sagen, daß er allmorgendlich heißes Waschwasser wünscht, um sicher zu sein, daß sein guter Boy ihm noch fünf Monate später im Hochsommer der Tropen mit ebenso heißem Wasser dienen werde, oder daß er

ihm im Winter im Kanal la Manche dieselben weißen Leinenanzüge zurechtlegen werde, die er im August bei Singapore getragen hat. Nur schwer entschließt sich der Kapitänssteward, Urlaub zu nehmen und zieht es vor, Weib und Kind in Shanghai ruhig von einer Reise zur andern auf seine Rückkehr warten zu lassen, bevor er seinen Dienst auch nur für die kurze Strecke bis Nagasaki einem andern überlassen würde.

Hoch über dem Kapitänssteward, dem obersten Chinesenherrn an Bord, thront in den heimatlichen Gefilden die höchste Instanz aller Chinesenstewards: Die Gilde, deren Sitz in Shanghai ist. Ihren Entscheidungen und Beschlüssen unterliegen sie alle, die aus dem Land der Mitte auf europäische Dampfer in Dienst gehen. Fest ist das Netz der chinesischen Gildeparagraphen gewoben und keines der gelben Kerlchen ist geschmeidig genug, um durch eine Masche dieses Netzes schlüpfen zu können. Niemand darf ohne Vermittlung und Bewilligung der Gilde eine Stelle antreten und alle sind ihr tributpflichtig. Nicht alle Chinesen führen gleich hohe Prozente ihres Einkommens an die Gilde ab. Aber bluten müssen sie alle, am empfindlichsten der Oberwäscher, der ein Viertel seines Einkommens an seine Gilde bezahlen muß. Die Vorteile der Gilde sind recht bedeutend. Ihre Machtsphäre ist so stark, daß sie den Europäern ihre Bedingungen diktieren kann und ihr einzelnes, an sich wehrloses Mitglied recht wirkungsvoll vor Gericht jedem Mandarin gegenüber in Schutz nimmt. Ohne Vermittlung der Gilde sind Heizer und andere Arbeiter in China überhaupt nicht zu bekommen und einem „Number one", der nicht Mitglied der Gilde wäre, würden alle Chinesen den Gehorsam verweigern. Dafür hält die Vereinigung ihre Mitglieder in strenger Zucht und hält heute noch so etwas wie einen numerus clausus fest, wie ihn bei uns die mittelalterlichen Zünfte kannten.

So gewinnt denn die deutsche Redensart von dem „alten Zopf der Verwaltung" durch die Kenntnis dieser exotischen Verhältnisse einen doppelt berechtigten Sinn. Der chinesische Zopf wird zum Symbol altchinesischer Verwaltungsart.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.